

UniPress



Wir ziehen um!

Augsburg

3/84

Titelbild:

Universitätsstraße 2 heißt die neue Adresse von Rektorat und Zentralverwaltung. Nach vier Jahren Bauzeit ist das Haus auf dem Gelände der neuen Universität fertig geworden. Noch sieht es ein wenig nach Baustelle aus, aber pünktlich zum Umzug am 1. August wird auch die letzte Platte verschwunden sein.

Bild: Scheuermann/Hagg

INHALTSVERZEICHNIS	Seite
Was leistet die Mathematik?	4
Juristenausbildung – jetzt wie einst	9
Verständigung über die gemeinsame Vergangenheit	14
Rüstungskontrolle – Instrument der Friedenspolitik	17
Die Universität im Ries	18
Die Anfänge des römischen Augsburg	18
Wie der junge König geliehenem Geld beibrachte, die Zinsen selbst zu zahlen	21
Arbeitswelt und Bildungspolitik	23
Ein kleines, großes Welttheater	24
Gastromancier Rudy Wiebe	25
Hilfsmittel stärker differenzieren	26
Die "deutsche Frage" im Unterricht	28
Exkursionen	30
Nachrichten	27, 34
Personalien	35
Neu an der Universität	37
Impressum – Autoren	38

Liebe Unipressleser,

unsere Universität hat Grund zur Freude: Ende dieses Semesters kann das Rektoratsgebäude bezogen und zu Beginn des Wintersemesters in einem Festakt feierlich übernommen werden. Für das Präsidium und die zentrale Universitätsverwaltung endet damit ein mehr als zehnjähriges Provisorium; für die Naturwissenschaftliche Fakultät kann jetzt die Raummenge in dem Gebäude in der Memminger Straße etwas gemildert werden, bis in wenigen Jahren – 1987/88 – der Neubau "Naturwissenschaften I" westlich der neuen Mensa bezogen werden kann. Dies ist die zweite positive Nachricht aus dem "Bausektor": Der Wissenschaftsrat und danach das Finanzministerium in München gaben jetzt – nach mehr als zehnjähriger Planung – endgültig "grünes Licht" für den Bau des Rechenzentrums und des ersten Gebäudes der Naturwissenschaftlichen Fakultät. Im Herbst 1985 soll mit den Arbeiten begonnen werden.

Und eine letzte gute Nachricht: Vor wenigen Wochen hat München die Raum- und Flächenplanung für einen neuen Hörsaaltrakt WISO/Jura und für das Sportzentrum gebilligt. Die Sportanlagen werden südlich der Mensa errichtet, das zusätzliche Hörsaalgebäude südlich der Zentralbibliothek. Und bis wann? Wie es jetzt aussieht: bis Ende der achtziger Jahre. Das ist – im Hinblick auf die Hörsaal-Misere im Bereich der Memminger Straße – spät; die Universität wird daher das ihr Mögliche versuchen, die Fertigstellung zu früheren Terminen zu erreichen. Blickt man indessen auf die Situation des Hochschulbaus in der Bundesrepublik generell, dann besteht Grund zur Befriedigung darüber, daß auf unserem Augsburger Campus keine Unterbrechung der Bauarbeiten eintritt und die weitere bauliche Entwicklung der Universität – wenn wir keinen unvorhergesehenen wirtschaftlichen Einbruch erleben – bis zum Ende dieses Jahrzehnts als gesichert betrachtet werden kann.

Je mehr wir "nach draußen" ziehen, desto wichtiger wird die Verkehrsanbindung an die Innenstadt. Im letzten Sommer ist ein Probelauf der Buslinie 44 in den Abendstunden kläglich gescheitert. Zuviele Angehörige unserer Universität haben sich an Auto, Mitfahrgelegenheiten und – besonders im Sommer – ans Fahrrad gewöhnt. Die Universitätsleitung möchte in diesem Sommer die Stadtwerke zu einem erneuten Probelauf im November und Dezember bewegen – für das Fahrrad eine sicher unwirsche Jahreszeit. Bitte helfen Sie mit, daß der Versuch zum Erfolg führt, damit die Buslinie 44 uns dann auch im nächsten Jahr erhalten bleibt!

Ihr



Prof. Dr. Josef Becker

Was leistet die Mathematik?

Unipress will in Zukunft in unregelmäßigen Abständen den Fakultäten Gelegenheit zu Grundsatzbeiträgen über Forschung und Lehre in ihrem Bereich bieten. Wir beginnen mit der jüngsten – Naturwissenschaftlichen – Fakultät. Der Beitrag – Antrittsvorlesung von Prof. Dr. Jochen Brüning, Ordinarius für Reine Mathematik – scheint uns gut geeignet, den Stellenwert der Mathematik in der Universität und über diese hinaus zu verdeutlichen.

1. Die Bedeutung der Mathematik

Jeder Mathematiker hat sich schon einmal die Frage nach der Leistung der Mathematik gestellt und sie für sich in der einen oder anderen Weise beantwortet. Stellt sie ein Nicht-Mathematiker, so klingt sie leicht etwas schärfer: Was leistet die Mathematik für die Gesellschaft, die schließlich die Mathematiker bezahlt? Ohne eine erschöpfende Antwort geben zu können, möchte ich doch versuchen, einige wesentliche Züge der Mathematik darzustellen, die mir auch ohne tiefere mathematische Kenntnisse verständlich erscheinen.

Ich möchte mich dem Thema in möglichst objektiver Weise nähern, indem ich die (kumulative) Anzahl der "berühmten" Mathematiker zu einer gegebenen Zeit ins Verhältnis setze zur jeweiligen Weltbevölkerung. Danach ist ein Mathematiker definitionsgemäß "berühmt", wenn er in dem Buch von Dirk J. Struik (6): *A short history of mathematics* genannt wird. Kumuliert wird die Anzahl, weil mathematische Ergeb-

nisse nicht an Wert verlieren, sondern als (stets wachsendes) Grundwissen tradiert werden. Es ergibt sich für diese Anzahl das Bild von Abb. 1 (nach (4)).

Danach tritt der erste namentlich bekannte Mathematiker - *Thales von Milet* - etwa um 650 v. Chr. auf. Zwischen 400 v. Chr. und 1400 n. Chr. ist die Kurve eine Gerade, was wegen der logarithmischen Skala exponentielles Wachstum bedeutet, nach 1400 n. Chr. wird das Wachstum überexponentiell. Die gestrichelte Linie bedeutet eine Extrapolation der Kurve, um Einflüsse, wie fehlende schriftliche Aufzeichnungen oder gesellschaftliche Anonymität, auszugleichen. Diese Spekulation datiert den ersten bedeutenden Mathematiker etwa auf das Jahr 3700 v. Chr. Es ist weiter interessant zu bemerken, daß unsere Kurve mit der Erfindung des Alphabets anfängt und ihr überexponentielles Wachstum mit der Erfindung des Buchdruckes beginnt.

Abb. 2 (ebenfalls nach (4)) zeigt im Verhältnis zur Weltbevölkerung eine grobe Parallelität, deren numerische Auswertung ein (abnehmendes) Verhältnis von 400 Millionen Bevölkerung auf einen berühmten Mathematiker ergibt. Es besteht also ein ausgewogenes Verhältnis zwischen dem Wachstum der Weltbevölkerung und der Entwicklung des mathematischen Wissens, woraus ich folgere, daß die Mathematik *etwas* leistet; *was* sie leistet, möchte ich anhand einiger historischer Bemerkungen aufzuhellen versuchen. Dabei müssen wir uns darüber klar sein, daß die Leistung der Mathematik nicht einfach in der Summe

Abb. 1

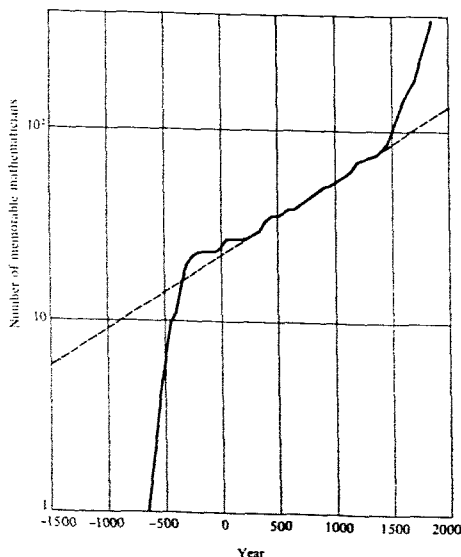
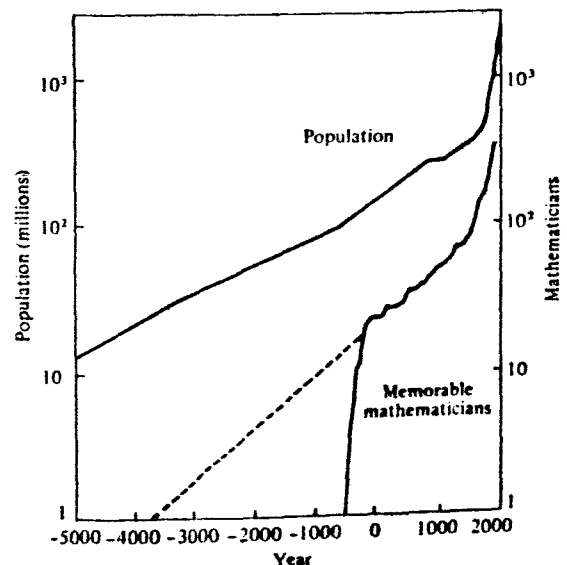


Abb. 2



der bewiesenen Sätze und der entwickelten Theorien besteht, sondern in der Wertschätzung, die diese Ergebnisse im öffentlichen Bewußtsein erfahren.

2. Historische Bemerkungen

Den Ursprung der Mathematik sieht man landläufig in der Notwendigkeit des Zählens für höher organisierte, Handel treibende Kulturen sowie in dem Zwang, in den Überschwemmungsgebieten von Indus, Nil, Euphrat und Tigris jährlich neu die Felder zu vermessen. Man kann jedoch auch auf rituelle oder religiöse Quellen der Mathematik verweisen, z.B. die altindischen Sulvasutras, Handbücher zur Konstruktion gewisser Altäre je nach rituellem Bedürfnis. Darin finden sich viele elementargeometrische Sätze, einschließlich des sog. Satzes von Pythagoras (vgl. dazu (5)).

Das Jahr 3700 gilt auch als Entstehungsdatum der ersten Bilderschrift. War das eine Leistung unseres spekulativen ersten Mathematikers? Wie das auch sein mag, es ist klar, daß der Beitrag der Mathematik konstitutiv für die ersten Hochkulturen war. Seit dieser frühen Zeit sind die *Entwicklung der Rechentechnik* und die *Entwicklung der Raumvorstellung* die beiden großen Themen der Mathematik.

In der griechischen Zeit treffen wir die ersten mathematischen Schulen an, wie die Pythagoräer und die platonische Akademie. Das östliche Wissen (Ägypten, Babylon, vielleicht auch Indien) wird übernommen, systematisiert und erweitert. Schöne Leistungen der Griechen sind die Klassifizierung der regulären Polyeder oder platonischen Körper (Theaitetos, nach H. Weyl eine der wundervollsten singulären Abstraktionen in der Mathematik, s. Abb. 3), die Theorie der Kegelschnitte (Apollonios) und der erste Gebrauch von Ungleichungen für numerische Zwecke (Aristarchos). Dazu entdecken die Griechen die logisch schlußfolgernde Natur der Mathematik (Thales), dann auch die axiomatische Methode (Euklid).

Man kann jedoch nicht sagen, daß die Mathematik eine wesentliche Rolle in der Entwicklung der griechischen Zivilisation gespielt hat. Um so mehr muß ihre Wertschätzung überraschen. Die Pythagoräer glaubten an die Erklärbarkeit der Welt durch ganze Zahlen, tatsächlich sogar nur durch die sog. *Tetraktys*, d.h. die Zahlen 1, 2, 3 und 4. Es war ihnen gelungen, die Grundharmonien der Lyra mit diesen Zahlen zu beschreiben, und da sie der Weltharmonie entsprechen sollten, kamen die Gelehrten zu dieser kühnen Extrapolation. Da ihnen nur neun Himmelskörper bekannt waren (Erde, Sonne, Mond, Merkur, Venus, Mars, Jupiter, Saturn und die Fixsternsphäre), aber $1+2+3+4 = 10$ ist, folgerten sie die Existenz eines 10. Himmelskörpers, der (nicht sichtbaren) Gegenerte! Sehen wir diese Einstellung als Fortsetzung der östlichen Tradition, so verstärkt sich der Hinweis auf rituelle Ursprünge der Mathematik.

Vertieft und zur Philosophie erhoben finden wir diese Würdigung der Mathematik auch bei Platon. "Ein der Geometrie nicht Kundiger darf nicht eintreten!" soll ein Leitsatz der platonischen Akademie gewesen sein. Ein verfeinertes mathematisches Modell zur Welterklärung gibt Platon im *Timaios*: den Elementen Feuer, Erde, Luft und Wasser werden die regulären Polyeder, Tetraeder, Würfel, Oktaeder und Ikosaeder zugeordnet, während das Dodekaeder (wenig überzeugend) dem Weltall zugeordnet wird. Die

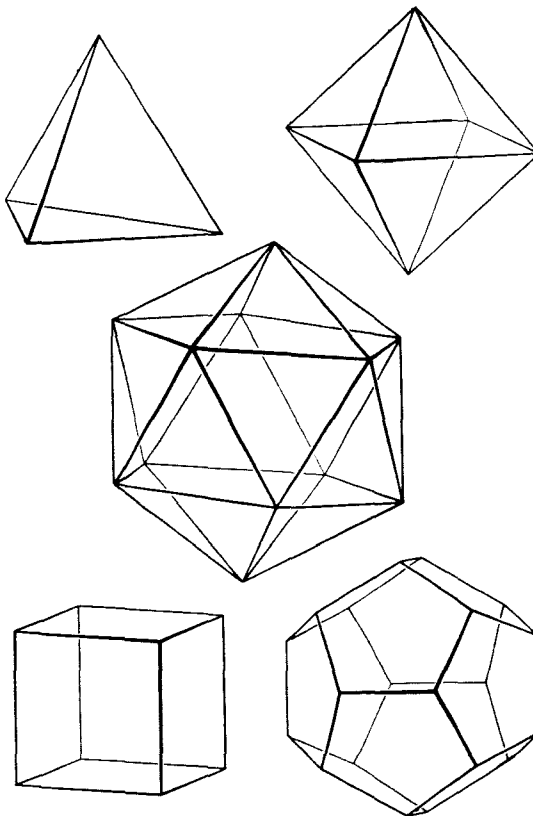


Abb. 3: Die regulären Polyeder

Zerlegbarkeit der Seitenflächen in gewisse "kanonische" Dreiecke wird weiter benutzt, um die Umwandbarkeit der Elemente ineinander zu beschreiben.

Uns erscheint dieses Weltmodell heute irrelevant, da wir andere Ansprüche stellen. Den Griechen war wohl die Entdeckung wichtig, daß die Mathematik quantitative Modelle der Welt oder von Teilen der Welt entwerfen kann, deren innere Relationen bekannten oder unbekanntem Strukturen der Realität entsprechen können, in jedem Fall aber Leitlinien des erkennenden Denkens sind. Wenn die Feldphysiker sich bei der Einordnung der Elementarteilchen an der Klassifikation der halbeinfachen Lie-Algebren orientieren, so erscheint mir der Unterschied prinzipiell nicht so gewaltig zu sein! In einem mündlichen Vortrag über seine ungeschriebene Lehre mit dem Thema "Über das Gute" hat Platon diese Einsicht zum Programm erhoben und die Mathematik als mittlere Proportionale

zwischen der Welt der Ideen und der Welt der Erscheinungen bezeichnet.

Diese Zeit sieht also das mathematische Denken als das Mittel zur Erkenntnis schlechthin, die Erkenntnis wird auch in mathematischen Bildern dargestellt. Wir müssen aber die Tatsache hervorheben, daß mathematisches Wissen esoterischen Charakter hatte, also tiefere Einsichten nur Eingeweihten mitgeteilt wurden.

In den auf den Hellenismus folgenden "dunklen Jahrhunderten" (die übrigens dank der arabischen Gelehrten die Entwicklung des mathematischen Wissens nicht störten, s. unsere Kurve in Abb. 1) wurde das Erbe der Griechen zunächst bewahrt. Zum Beispiel sagt Augustinus: "Niemand vermag zur Erkenntnis göttlicher und menschlicher Dinge zu gelangen, der nicht zuvor die Mathematik gründlich gelernt hat." Doch in der folgenden Zeit geht vieles vom Wissen der Griechen verloren und wird erst viel später aus arabischen Quellen neu geschöpft. Zudem macht der esoterische Charakter mathematischer Schulen die Mathematiker der Kirche verdächtig und rückt sie in die Nähe von Magiern.

Roger Bacon, der als einer der ersten eine experimentierende Naturwissenschaft auf mathematischer Grundlage vorschlug, nannte sie "magia naturalis"; gleichzeitig kritisierte er die Scholastik und insbesondere Thomas von Aquin wegen der groben Vernachlässigung der Mathematik. Im Humanismus und in der Renaissance ist dann das platonische Gedanken- gut und mit ihm die platonische Stellung der Mathematik wieder ganz gegenwärtig (Cardano, Bruno, Ficino, Bembo u.a.). Doch es kommt ein neues Element hinzu: die Entwicklung effektiver Algorithmen zur Ausführung der Grundrechenarten ermöglicht den Aufschwung des Bankwesens, wodurch ein verbreitetes Interesse an elementaren mathematischen Fähigkeiten entsteht (die damals wohl nicht als so elementar angesehen wurden! Das indische Wort für Null, *sifra*, ist die Wurzel für die Wörter Chiffre und Ziffer).

Der nächste große Schritt war die Entdeckung von Descartes, daß alle geometrischen Aufgaben mittels *Koordinaten* übersetzt werden können in algebraische. Auch im Hinblick auf Rechenmethoden war die Algebra von den Arabern schon weit entwickelt worden, nun übernahm sie die Führung. Descartes glaubte - ganz platonisch - damit einem allgemeinen Weltsystem nahezu kommen. Tatsächlich schuf er die Grundlage für die numerische Quantifizierung der Naturphänomene. Dazu bedurfte es noch eines weiteren Schrittes, nämlich der Entwicklung der Infinitesimalrechnung hauptsächlich durch Newton und Leibniz. Damit stand nun ein nahezu universelles Hilfsmittel zur mathematischen Beschreibung dynamischer Naturvorgänge zur Verfügung. Der Triumph dieser Methode war die Theorie unseres Sonnensystems; die Bahnen der Himmelskörper sind Kegel-

schnitte, die Planetenbahnen insbesondere sind Ellipsen mit der Sonne in einem Brennpunkt. Dieses "Weltmodell" beruht nur noch auf zwei Gleichungen, der *Bewegungsgleichung* und dem *Gravitationsgesetz*, und im Unterschied zum platonischen macht es *zahlenmäßig überprüfbar Voraussetzungen* über den Standort der Himmelskörper, die Natur wird quantifizierbar nach Zahl, Maß und Gewicht.

Es setzte nun eine stürmische Entwicklung der mathematischen Naturwissenschaften ein, die bis heute anhält. Die Leistung der Mathematik wurde nun immer mehr darin gesehen, daß sie *Abbilder*, d.h. mathematische Modelle geeigneter realer Phänomene, schafft, die quantitativ numerische Voraussagen möglich machen. Die Zuweisung dieser Hilfsfunktionen entthronte die Mathematik als alleinige, einheitliche Erkenntnisgrundlage; sie wurde zur Wissenschaft unter anderen und die alte pythagoräische Vierheit der mathematischen Wissenschaften (Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie) verzweigte sich nach Funktionen in zahllose Spezialdisziplinen (da der esoterische Charakter zu einem erheblichen Teil verloren ging, auch ein Demokratisierungsprozeß!). Heute erscheinen jährlich ca. 60000 mathematische Publikationen.

An dieser sehr groben Skizze des historischen Ablaufs wird, glaube ich, deutlich, welchem Wandel die von der Mathematik erwartete quantifizierende Leistung unterworfen war: von im weitesten Sinne geometrischen Konfigurationen über Formeln und Gleichungen hin zu numerischen Bestimmungen. Gauß, der über die ganze Spannweite der Mathematik seiner Zeit Hervorragendes leistete, befand noch, daß die "Würde der Wissenschaft" es erfordere, die Verteilung der Primzahlen zu erforschen; 1982 schrieb ein Journalist mit intellektuellem Führungsanspruch (7) anlässlich jüngster Erfolge bei der Bestimmung großer Primzahlen: "Der Laie vernimmt mit Ergriffenheit, ... daß die seriösen Fragen, die sich Menschen stellen, wie solche nach den ganz großen Primzahlen, von ihnen selber verlässlich und schnell beantwortet werden. Folgt eine Zuversicht daraus? Der resignierende Verdacht meldet sich, daß die auflösbaren Fragen just die seien, deren Antwort nicht wirklich interessiert; immerhin erfüllen sie das Gemüt mit Heiterkeit, wie das Schachspiel oder die mathematische Kommentierung von 'Alice im Wunderland' ". Ein anderes Merkmal dieses Wandels ist, daß die Mathematik statt *Urbildern* im platonischen Sinne, Quantifizierungen von Ideen, nun *Abbilder* der Realität zu schaffen hat; so sagt Poincaré über die Mathematiker: "Die Physik stellt ihnen nicht nur die Probleme, sie zeigt auch den Weg zu ihrer Lösung". Mit dieser Entwicklung einher geht ein Säkularisierungsprozeß, der die Mathematik allmählich von der religiös-rituellen Sphäre in die des jedermann zugänglichen intellektuellen Handwerks versetzt.

Eine interessante Parallele zur eben beschriebenen

Entwicklung der mathematischen Leistung findet sich in der Kunstgeschichte. Max Bill schrieb 1949: "Immerhin stellen wir fest, daß sich die Methoden (der bildenden Kunst) wesentlich vergrößert haben seit jener Zeit, in der die Mathematik noch Grundlage jeder künstlerischen Ausdrucks war, als geheime Verbindung von Kosmos und Kult. Sie erfahren eigentlich keine Erweiterung seit dem alten Ägypten, ausgenommen die Perspektive... Die Perspektive brachte wohl ganz wesentliche Neuerungen im Bewußtsein der Menschen; aber diese Erweiterung der Gestaltungsmethoden hatte im Gefolge, daß die Kunst sich vom Urbild zum Abbild entwickelte und daß damit der endgültige Verfall einer tektonischen und symbolischen Kunst besiegelt war."

Die abstrakte Kunst unseres Jahrhunderts ist also Abwendung von den Abbildfunktionen, um die Urbildfunktion einer symbolischen Kunst wieder ins Bewußtsein zu rücken. Auf die Mathematik übertragen entspricht die Erfindung der Perspektive der Entdeckung der Beeinflußbarkeit der Natur über ihre numerische Quantifizierbarkeit, was auch tatsächlich etwa gleichzeitig geschah. Allerdings hat dies nicht den Verfall der Mathematik zur Folge gehabt, sondern eher den Verfall der Bewertung der mathematischen Leistung im öffentlichen Bewußtsein. Tatsächlich scheint mir, daß Urbild- und Abbildfunktion in jeder *wirklichen* mathematischen Leistung nicht zu trennen sind. Ich möchte dies an einem aktuellen Beispiel zu erläutern versuchen.

3. Die Kortweg-de Vries-Gleichung

1844 beobachtete der Ingenieur Scott-Russell einen "Wellenberg", der beim plötzlichen Anhalten eines Bootes auf einem recht flachen Kanal entstand und sich selbständig fortzubewegen begann. Da der Engländer beritten war, konnte er dem Berg einige Kilometer längs des Kanals folgen und feststellen, daß dessen Geschwindigkeit nahezu konstant blieb, während sich die Form ganz langsam abflachte und schließlich verschwand. 1895 schlugen Kortweg und de Vries die Gleichung

$$\frac{\partial q}{\partial t}(x, t) = 3q(x, t) \frac{\partial q}{\partial x}(x, t) - \frac{1}{2} \frac{\partial^3 q}{\partial x^3}(x, t)$$

(kurz KdV genannt) zur Beschreibung der Beobachtung von Scott-Russell vor.

Obwohl es absolut nicht klar ist, ob die Modellgleichung irgendeinen realen Vorgang beschreibt, findet man leicht eine Lösung, die dem beschriebenen Phänomen ähnelt, das sog. Soliton (Abb. 4a):

$$q(x, t) = -c \operatorname{cosh}^{-2} \left(\sqrt{\frac{c}{2}} (x - ct) \right)$$

Die Lösung wandert nach rechts mit der Geschwindigkeit c , c ist aber auch die Amplitude, d.h. je größer der Berg, desto schneller wandert er! Überraschender - und erst seit 1967 bekannt, s. (2) - ist die folgende Tatsache: KdV besitzt Lösungen, die für $t = 0$ das Aussehen von Abb. 4b haben. Da der hintere größere Berg schneller läuft als der vordere kleine, wird es zu einer Kollision kommen, und man wird einen unübersichtlichen Zustand erwarten. Wunderbarerweise überstehen aber beide Wellen die Kollision praktisch unbeschädigt, d.h. nach genügend langer Zeit erhalten wir das Bild von Abb. 4c!

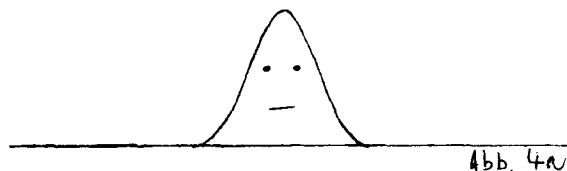
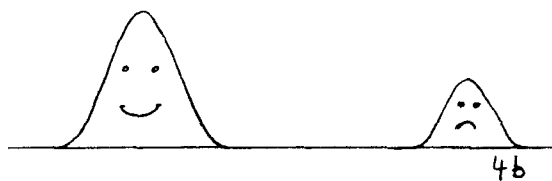
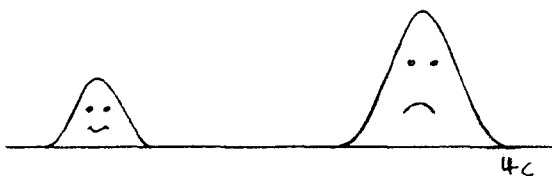


Abb. 4a



4b



4c

Diese Eigenschaft des Modells ist in der Realität von flachen Wasserwellen in langen Kanälen schwer zu überprüfen. Was aber Erregung unter den Physikern auslöste, ist die *Existenz* eines Modells, in dem Individuen (etwa Elementarteilchen) kollidieren können, ohne ihre Individualität zu verlieren; ich glaube, daß man hier mit Recht ein Urbild sieht, die Quantifizierung einer an sich nicht ungeläufigen Idee. Inzwischen kennt man andere Gleichungen, die ähnliche Phänomene produzieren, und das Ganze mündet ein in eine neue Theorie: Soliton-Theorie (3).

KdV bietet noch mehr Überraschungen, die aber dem Laien nicht mehr in wenigen Worten verständlich zu machen sind. Die beiden beeindruckendsten möchte ich wenigstens beim Namen nennen:

1. Will man die allgemeine Lösung von KdV für eine im Endlichen konzentrierte Anfangsverteilung bestim-

men, so konstruiert man aus der Anfangsverteilung einen Sturm-Liouville-Operator, löst *lineare Gleichungen* für dessen Spektraldaten und bestimmt aus den Enddaten zur Zeit t einen neuen Sturm-Liouville-Operator, dessen Potential die Lösung zur Zeit t ist. Man kann also die nichtlineare Gleichung linearisieren durch Übergang zu Spektraldaten!

2. Die periodischen Lösungen von KdV stehen in engem Zusammenhang mit Riemannschen Flächen und algebraischer Geometrie. So scheint es, daß sich ein Zugang zur Lösung eines von Riemann gestellten Problems bieten (welche Riemann-Matrizen kommen von einer Riemannschen Fläche her? s. (1)).

Das Beispiel von KdV macht auch deutlich, daß trotz der ungeheuren Spezialisierung doch eine Einheit der Mathematik besteht in dem Sinne, daß komplexe Fragestellungen in viele Teilgebiete hineinreichen; die Lösungsmethoden sind sowenig kanonisierbar wie die Probleme, für die die gefundene Lösung neue Einsichten bringt. Ebenso sieht man das Ineingangreifen von Urbild- und Abbildfunktion: bei der Suche nach einem mathematischen Modell für die Beobachtung von Scott-Russell stößt man auf Phänomene, deren Entsprechung in der Realität erst noch aufzuspüren ist.

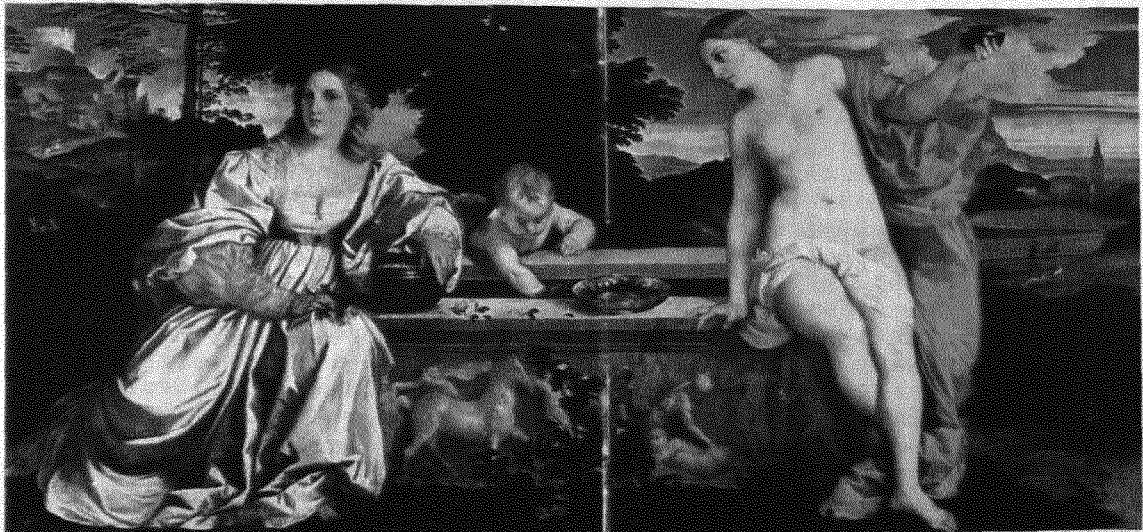
4. Schluß

Seit Beginn des Siegeszuges der Naturwissenschaften hat es sich eingebürgert, zwischen der "reinen" und der "angewandten" Mathematik zu unterscheiden, wobei Anwendungen die oben beschriebenen Hilfsfunktionen mit je unterschiedlicher Gewichtung sind. Es ist vielleicht deutlich geworden, daß diese Unterscheidung dem Wesen der mathematischen Leistung

nicht immer gerecht wird. Es ist wenig bekannt, daß schon sehr frühzeitig Tizian eine allegorische Darstellung des Themas gegeben hat. Die angewandte Mathematik ist leicht an ihrem Gewand zu erkennen, und das beziehungsvolle Werk lädt zu mancher Spekulation ein. Ich möchte darauf nicht weiter eingehen, sondern nur bemerken, daß auch die reine Mathematik im wesentlichen nicht frei von Anwendungen ist, während die angewandte Mathematik vielleicht einen reinen Kern verhüllt. Jochen Brüning

Literaturhinweise

- (1) B.A. Dubrovin: On S.P. Novikov's conjecture in the theory of θ -functions and nonlinear equations of Korteweg-de Vries and Kadomcev-Petviasvili type. Soviet Math. Dokl. 21 (1980), 469 - 472
- (2) C. Gardiner, J. Greene, M. Kruskal, R. Miura: Method for solving the Korteweg-de Vries equation. Phys. Rev. Letters 19 (1967), 1095 - 1097
- (3) G. L. Lamb, Jr.: Elements of Soliton theory. John Wiley, New York 1980
- (4) H.L. Resnikoff, R.D. Wells, Jr.: Mathematik im Wandel der Kulturen. Fr. Vieweg, Braunschweig 1973
- (5) A. Seidenberg: The ritual origin of geometry. Arch. History Exact Sci. 1 (1960), 488 - 527
- (6) D. J. Struik: A short history of mathematics. 3rd ed. Dover, New York 1968
- (7) FAZ-Magazin vom 12.9.1982



Tizian: "Amor sacro e profano", um 1512; Rom, Galleria Borghese

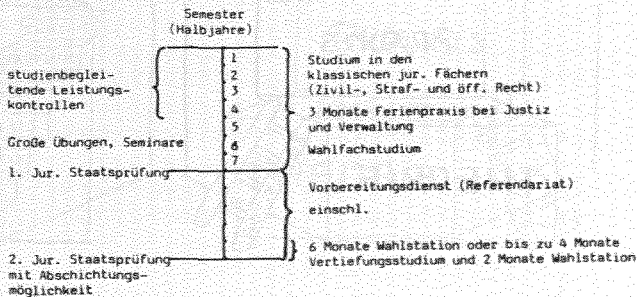
Juristenausbildung – jetzt wie einst

Im vergangenen Jahr wurde an der Juristischen Fakultät der letzte Studentenjahrgang aufgenommen, der nach dem "Augsburger Modell" der Einstufigen Juristenausbildung die Befähigung zum Richteramt wird erlangen können. Mit dem kommenden Wintersemester kehrt auch die Augsburger Fakultät zur zweistufigen Ausbildung zurück, obwohl das "Augsburger Modell" nach einhelliger Auffassung zu den erfolgreichen Reformkonzepten gezählt werden darf.

Was haben Fakultäten, Universitätsöffentlichkeit, was haben vor allem die Studenten von der Umstellung zu erwarten?

UniPress gibt in der Folge - mit freundlicher Genehmigung der Juristenzeitung - auszugsweise einen Beitrag dreier Autoren wieder, die - in unterschiedlicher Funktion - an der Einstufigen Juristenausbildung in Augsburg beteiligt waren und die beurteilen können, was vom "Reformkonzept" der Bundesregierung im Vergleich dazu erwartet werden kann.

Nach zwölf Reform-Jahren kehrt die Juristenausbildung zu ihren Anfängen zurück, formulierte jüngst die Frankfurter Allgemeine Zeitung (1). In der Tat kann kein Zweifel darüber bestehen, daß der Regierungsentwurf zur Änderung des Deutschen Richtergesetzes (2) nichts anderes bedeutet als die Wiederherstellung des status quo. Als erster Beleg für die enge Verwandtschaft zur alten Ausbildung mag die nachstehende schematische Darstellung des Entwurfes dienen:



Die mit der Neuregelung verbundenen marginalen Änderungen erfüllen lediglich eine "Feigenblattfunktion", wie dies der Deutsche Richterbund zutreffend formulierte (3). Die kosmetischen Korrekturen der "neuen" Ausbildung bestehen in längeren Ferienpraktika, studienbegleitenden Leistungskontrollen, deren nähere Ausgestaltung den Ländern überlassen bleibt, und einem wahlweisen viermonatigen Vertiefungsstudium anstelle einer entsprechenden praktischen Ausbildungsstation. Dieses Vertiefungsstudium ist Teil einer halbjährigen Wahlstation im Rahmen eines insgesamt zweieinhalbjährigen Vorbereitungsdienstes. Der Bundesgesetzgeber, der 1971 eine bis weit in das 19. Jahrhundert zurückreichende Reformdiskussion aufgegriffen hat, muß sich heute fragen lassen, warum er sich für diesen Schritt zurück entschied. Sieben Bundesländer mit acht Reformfakultäten (davon zwei

in Bayern) haben seit 1971 mit z.T. überzeugenden Ergebnissen durchaus unterschiedliche Modelle einer neuen Juristenausbildung erprobt, die sich - wie die amtliche Begründung ausführt - "schon aus Kapazitäts- und aus finanziellen Gründen gegenwärtig nicht auf die Masse der Studenten" (4) übertragen ließen. Schiebt man dieses finanzielle Argument beiseite - immerhin hat der bisher umfassendste Kostenvergleich, das sog. "Fleischmann-Gutachten", ergeben, daß die Einphasenausbildung wegen ihrer kürzeren Ausbildungsdauer tendenziell kostengünstiger ist -, dann vermag auch der Einwand mangelnder Übertragbarkeit auf die großen Universitäten kaum zu überzeugen.

Bevor jedoch nunmehr politische "Pragmatik" zwölfjährige Reformverfahren mit einigen tausend Assessoren (die einstufigen Absolventen machen z.Zt. etwa zehn bis zwanzig Prozent der Gesamtzahl aus) ganz verschüttet, soll festgehalten werden, welchen Aufgaben sich die Juristenausbildung nach wie vor zu stellen hat, wie ihnen die Einphasenmodelle gerecht werden und was von dem Regierungsentwurf zu halten ist, der die Ausbildung für eine zunächst unabsehbare Zukunft prägen wird.

Reform der Juristenausbildung - eine bleibende Aufgabe

1. Keiner erneuten grundsätzlichen Diskussion bedarf die Frage, ob weiterhin am traditionellen Bild des Einheitsjuristen, also des für alle wichtigen juristischen Berufe grundsätzlich gleichwertig ausgebildeten Juristen festgehalten werden soll. Nach ganz überwiegender Auffassung ist der Einheitsjurist als "Generalist" dem "Spezialisten" vorzuziehen. Keines der Einphasenmodelle hat trotz gewisser Schwerpunktbildungen jemals den Anspruch auf den "Einheitsjuristen" aufgegeben, obwohl dies bei der tatsächlichen Ausgestaltung nicht immer ausreichend beachtet wurde.

Eine andere, hiervon seit jeher strikt zu trennende Problematik liegt in der Forderung nach der Rückkehr zu einer einheitlichen Ausbildung. Wie besonders die Erfahrungen in Bayern gezeigt haben, ist es durchaus möglich, auf unterschiedlichen Ausbildungswegen zum gemeinsamen Ziel des Einheitsjuristen zu gelangen, soweit nur der Ausbildungserfolg in einem gemeinsamen Examen gemessen wird. Die unglückselige Verquickung beider Fragen hat jedoch vor allem in der weniger informierten Öffentlichkeit den unrichtigen Eindruck entstehen lassen, es bestehe hier ein unauflöslicher Zusammenhang (5). Vielleicht sollte auch an dieser Stelle nochmals klargestellt werden, daß die Frage der Studieninhalte nicht von der Wahl einer Ein-, Zwei- oder Mehrstufigkeit abhängt.

2. Die zentrale Frage der juristischen Ausbildung liegt weniger in der Auswahl der wesentlichen Studienfächer - kein ernstzunehmender Ausbildungsgang wird nämlich darauf verzichten können, die Kernfächer

seriös zu vermitteln. Über den angemessenen Anteil der Nebenfächer dagegen wird man im einzelnen immer anderer Meinung sein können.

Das Hauptproblem besteht auch nicht in der vorübergehenden Überschwemmung der juristischen Fakultäten mit starken Jahrgängen; es liegt vielmehr, wie der Blick auf andere Länder zeigt, in der richtigen Mischung von theoretischer und praktischer Ausbildung. Ein Intervallsystem, wie dies z.B. in der angelsächsischen wirtschaftswissenschaftlichen Ausbildung seit langem mit Erfolg erprobt wird, bietet den großen Vorteil, dem Studenten in einem frühen Stadium zu zeigen, worauf es ankommt, die Lehre auf das praktisch Wichtige zu konzentrieren und die für das Studium der Rechtswissenschaften typischen, allzu langen Anlaufzeiten zu reduzieren. Das in Deutschland traditionsreiche duale System (je ein getrennter theoretischer und praktischer Ausbildungsblock) unterliegt statt dessen der Gefahr eines ständigen Auseinanderdriftens der beiden Ausbildungsabschnitte (6). Im Ergebnis wird, überspitzt formuliert, hierzulande eine dreigeteilte Ausbildung angeboten: eine theoretisch hochwertige universitäre, die sich nur einer beschränkten Akzeptanz der Studierenden erfreuen kann, eine durch den privaten Repetitor (80 Prozent aller Studierenden beziehen ihr Examenswissen von daher) und schließlich eine zweieinhalbjährige praktische Vorbereitungszeit, deren Wert vor allem davon abhängt, ob der jeweilige Ausbilder von seinen täglichen Arbeiten ausreichend freigestellt ist. Auch während dieser praktischen Ausbildungsphase kommt dem Repetitor erhebliches Gewicht zu.

Es besteht kein Zweifel, daß die Intervallmodelle dem Ziel einer praxisorientierten, repetitorfreien Ausbildung näher kommen als das herrschende duale System. Über den Zeitpunkt und die Zahl der Praxiseinschübe sind unterschiedliche Auffassungen möglich. Manches spricht allerdings für die Wahl von zwei längeren Praxisphasen, während kürzere, mit dem Studium großenteils unverbunden bleibende Ferienpraktika weitgehend wertlos sind.

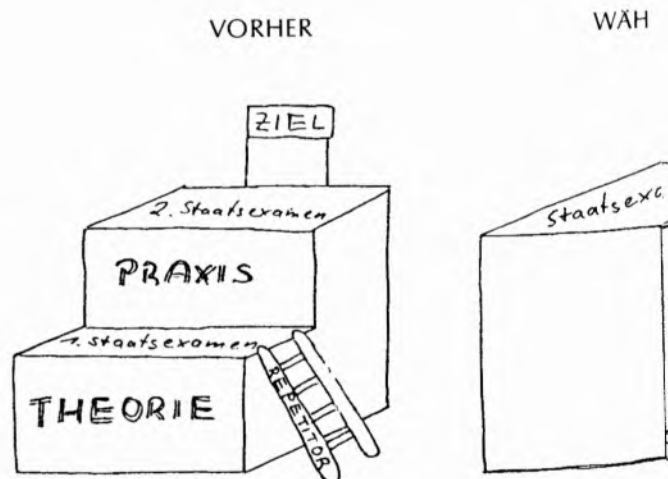
Bedauerlicherweise ist die Diskussion um die Juristenausbildung in der Bundesrepublik zu ideologiebefrachtet und zu verklemt, als daß man die Theorie-Praxis-Frage so unbekümmert sehen könnte wie in den Vereinigten Staaten. Der renommierte ehemalige Harvard-Professor John Hart Ely formulierte in diesem Zusammenhang als Dekan der kaum minder renommierten Stanford-Law-School: "Maybe law faculties are too grandiose in thinking about what legal training is and trying to make it part of the university. Maybe it should be something quite different, much more practically oriented" (7).

3. Die Einphasenmodelle waren teilweise mit dem Anspruch angetreten, deutlicher als in der konventionellen Ausbildung geschichtliche, soziale und wirtschaftliche Bezüge in das Studienprogramm aufzunehmen, soweit man nicht, wie in Bremen, den Fehler be-

ging, der Sozialwissenschaft gegenüber der Rechtswissenschaft Priorität einzuräumen. Nicht zuletzt die beschränkte Kapazität von Lehrenden und Lernenden hat inzwischen deutlich gezeigt, daß hierfür Grenzen gezogen sind, will man nicht zum Dilettieren in mehreren Gebieten anleiten.

4. Die straffere Organisation des gesamten Studienablaufs, das Kleingruppenkonzept, verstärkte Leistungskontrollen und andere Faktoren mehr haben in den Einphasenausbildungen dazu geführt, daß die Ausbildungsdauer zum Teil um etwa zwei Jahre verkürzt werden konnte, ohne daß dies auf Kosten der Qualität ging. So lagen die Ergebnisse der Augsburger Teilnehmer des Schluß- bzw. Assessorexamens nie schlechter, im Regelfall sogar besser als der bayerische Landesdurchschnitt, wobei durch die Anonymität des Prüfungsverfahrens ein unanfechtbarer Vergleich gewährleistet war.

Die geplante Einführung studienbegleitender Lei-

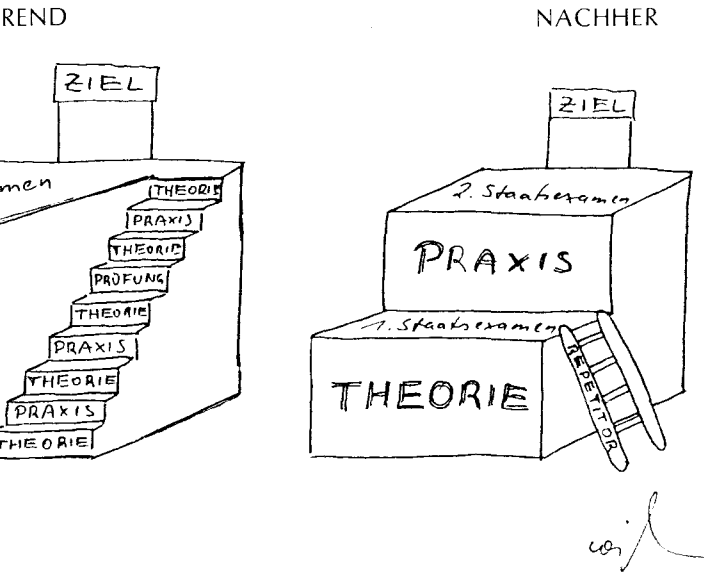


stungskontrollen kann nur als Notbehelf angesehen werden, mit dem die Fehler einer Bildungspolitik korrigiert werden, die unter dem Schlagwort der Bildung für alle ihre Selektionsaufgabe vernachlässigte und die Illusion nährte, dies bedeute auch adäquate Berufspositionen für alle. Sechzehn- bis achtzehntausend Studienanfänger bei einem geschätzten jährlichen Zusatz- und Ersatzbedarf von etwa dreieinhalb- bis viertausend Juristen (8) und einer Erfolgsquote von fünfzig Prozent bedeuten, daß ab dem Jahr 1990 mehrere tausend Assessoren ohne angemessene Beschäftigung bleiben werden. Damit werden im Jahr 1990 so viele Absolventen keine Arbeit finden, wie bisher pro Jahr überhaupt ausgebildet werden. Viele der dann im Durchschnitt knapp Dreißigjährigen wer-

den sich mit Recht fragen, ob sich der Aufwand einer ungefähr neunjährigen Berufsausbildung gelohnt hat. Will man die unumgängliche Auswahl nicht erst dem Arbeitsmarkt überlassen, wird nichts anderes übrigbleiben, als mit der Selektion vorher einzusetzen. Dieses Thema ist aber in der Bundesrepublik zu stark tabuisiert, um zu angemessenen Lösungen kommen zu können.

Der Regierungsentwurf: weg von der ungeliebten Reform und hin zum Krisenmanagement

Die Ausbildungsreform für einen Berufsstand, der führende Positionen in Staat und Gesellschaft innehat, hätte es verdient, sorgfältiger in Angriff genommen zu werden als dies durch den Regierungsentwurf geschehen ist, der sich auf Krisenmanagement und die Verhinderung bestimmter mißliebiger Ausbildungskonzepte beschränkt. So hätten positive Erfahrungen mit einigen der Einphasenmodelle in der neuen bundeseinheitlichen Regelung deutlicher ihren Niederschlag fin-



den können; außerdem wäre es dem Reformanliegen und dem föderalistischen Bildungssystem der Bundesrepublik förderlich gewesen, die Vielfalt von Ausbildungsformen zu wahren. Gemeint ist damit, ein geordnetes Nebeneinander von Zweistufen- und Einstufenausbildung mit gemeinsamer Schlußprüfung (Zweite Juristische Staatsprüfung) zu schaffen.

Es erscheint geradezu als Schildbürgerstreich, daß die Juristenausbildung in der Bundesrepublik in einem Zeitpunkt einplaniert wird, in dem sich die Universitäten zu Recht über "Differenzierung und Wettbewerb im Hochschulwesen" (9) Gedanken machen. Im folgenden wird dies näher zu begründen sein.

Der Ertrag der Experimentierphase

1. Ab dem Jahre 1971 sind in sieben Bundesländern einstufige Ausbildungsmodelle errichtet worden, um in einer ursprünglich zehnjährigen, später um drei Jahre verlängerten Experimentierphase unterschiedliche Reformelemente aus der Ausbildungsdiskussion praktisch zu erproben. Unter der Vielzahl möglicher Reformaspekte hat der Bundesgesetzgeber einigen Bewertungskriterien eine besondere Bedeutung zugemessen: Es sollte untersucht werden, ob durch neuartige Ausbildungsgänge

- a) eine Verkürzung der Studienzeit,
 - b) eine praxisbezogenere Ausbildung und
 - c) eine Erhöhung der Effizienz des Studiums der Rechtswissenschaft möglich sei,
- einerseits durch exemplarisches Lernen, andererseits durch neue didaktische Methoden um die Einbeziehung der Sozialwissenschaften. Angesichts des Auslaufens der Experimentierphase mit dem Sommersemester 1984 ist es im Hinblick auf diese Beobachtungspunkte ebenso an der Zeit, Bilanz zu ziehen, als auch im Hinblick darauf, wieweit neue Ausbildungskonzepte die gewonnenen Erfahrungen berücksichtigen.

2. In der Verkürzung der Studienzeit liegt einer der durchschlagenden Erfolge der Einstufenausbildung. Nicht nur, daß die Ausbildungsmodelle, die eine dem Ersten Juristischen Staatsexamen vergleichbare Zwischenprüfung erprobten, 75 bis 80 Prozent ihrer Studenten in der kürzestmöglichen Studienzeit zur Zwischenprüfung führen konnten, ist bemerkenswert; ein nicht vorhergesehener Erfolg besteht vor allem darin, daß in allen Modellen außer Trier auch 70 bis 80 Prozent der Kandidaten in der kürzestmöglichen Zeit die Schlußprüfung ablegten. In der zweistufigen Ausbildung, in der Statistik nur bis zum Ersten Juristischen Staatsexamen geführt wird, schwankt der Prozentsatz der in kürzestmöglicher Zeit erfolgreichen Absolventen zwischen 0,8 und 1,3 Prozent.

Die durch die Einstufige Ausbildung erzielte Verkürzung der Studiendauer beruht nicht etwa auf geringeren Prüfungsanforderungen: Zumindest in Bayern und zum Teil in Nordrhein-Westfalen mußten sich die Studenten demselben Zweiten Juristischen Staatsexamen unterziehen wie ihre zweistufig ausgebildeten Kollegen. Zur Studienverkürzung hat die deutlich bessere Betreuungsrelation (Verhältnis von Lehrenden zu Studenten) der Einstufenmodelle sicher beigetragen, obwohl sie nicht entscheidend war. Als infolge der großen Studentenmassen die Betreuungsrelation auch in den meisten Modellen absank, konnte keine signifikante Verlängerung der Studienzeit beobachtet werden.

3. Ähnliches gilt für das Studienreformziel der Praxisintegration. Alle neueren Reformvorschläge (10) sehen einen Studienaufbau vor, in den entweder - im Gegensatz zur zweistufigen Ausbildung - frühzeitige Praxiserschübe eingeplant sind oder Praxisintegration

durch ausgedehnte Ferienpraktika bewirkt werden soll. Die diesbezüglichen Erfahrungen der Modellversuche Einstufige Juristenausbildung sind unterschiedlich, wenn man von einem motivationsfördernden Effekt absieht.

Unabhängig von der Zahl der Praxisanschübe führte die Praxisintegration in Zusammenhang mit einem exakt darauf abgestimmten Curriculum zu einer realitätsnäheren Ausbildung, zu deutlich höherer Studienmotivation und damit zur Verkürzung der Ausbildungszeit und einer frühzeitigen Berufsfeldinformation. Alle positiven Effekte der Praxisintegration waren jedoch nur dann zu erreichen, wenn der Ausbildungsstand zur selbständigen Mitarbeit in der Praxis befähigte. Gleicher Leistungsstand wie in der zweistufigen Ausbildung war nur dadurch zu erzielen, daß in praxisbegleitenden Arbeitsgemeinschaften intensiv Kenntnisse des materiellen und des Verfahrensrechts vermittelt wurden und die Studenten stärker als in der zweistufigen Ausbildung mitarbeiteten. Als nachteilig erwies sich, daß die Studierenden in den nachfolgenden Studienabschnitten das Theorieangebot übermäßig an seiner praktischen Verwertbarkeit gemessen haben und insbesondere für Nachbarwissenschaften desensibilisiert wurden, da für sie deren Einzelfallrelevanz nur selten erkennbar war.

4. Auch die Frage, ob die Effizienz des Studiums gesteigert werden konnte, wird äußerst unterschiedlich beurteilt. Bei den Ausbildungsmodellen, bei denen in der Schlußprüfung identische Aufgaben sowohl den zweistufig als auch den einstufig ausgebildeten Kandidaten gestellt worden sind (11), war ein leicht besseres Leistungsniveau einstufig ausgebildeter Absolventen im Hinblick auf die Prüfungsanforderungen zu erkennen. Bei den meisten Modellen war jedoch ein allgemeiner Qualifikationsvergleich zum Schluß des Studiums nicht möglich, weil Prüfungsmaßstäbe und gestellte Prüfungsaufgaben nicht zu vergleichen waren. Allerdings muß eingeräumt werden, daß sich in der Prüfungsqualifikation nicht die Qualifikation eines Juristen schlechthin widerspiegelt. Wie sie gemessen werden soll, darüber war auch bei den Beobachtungsgruppen kein Konsens zu erzielen.

5. Die Vertiefungsphase, d.h. die wissenschaftliche und fächerübergreifende Beschäftigung mit einem juristischen Spezialgebiet am Ende des Studiums hat sich deshalb bewährt, weil sie geeignet ist, ein tieferes Verständnis der Rechtswissenschaft zu vermitteln und die Studenten zu eigenständiger wissenschaftlicher Arbeit anzuregen.

6. Eher negativ sind die Erfahrungen mit der Einbeziehung der Sozialwissenschaften und der sonstigen Nachbarwissenschaften. Es ist zwar notwendig, jedoch nicht hinreichend, in einem Curriculum Integration von verschiedenen Wissenschaften vorzuschreiben; vielmehr bedarf es des vorhergehenden Zusammenwachsens dieser Wissenschaften, der Forschungs- und

Lehrroutine der Dozenten in den integrierten Fächern und nicht zuletzt einer in jeder Hinsicht einsichtigen Berufs- und Prüfungsrelevanz. Daran mangelt es nach wie vor.



Der Regierungsentwurf: auch im Detail wenig überzeugend

Im Vordergrund der nunmehr folgenden Einzelwürdigung soll die Frage stehen, ob und inwieweit der Regierungsentwurf geeignet ist, den nach wie vor aktuellen Reformanliegen gerecht zu werden. Eine erste summarische Wertung führt zum Ergebnis, daß sich der Entwurf reformhafter Veränderungen von vorneherein bewußt verschließt - ganz im Gegensatz zu den von den großen juristischen Standesorganisationen (Deutscher Richterbund und Deutscher Anwaltverein) und auch von der Bundestagsopposition verfochtenen Konzeptionen.

1. Weitgehend auf der Strecke bleibt im Regierungsentwurf die Idee einer verstärkten Integration von Theorie und Praxis. Entsprechend dem beibehaltenen dualen Ausbildungsaufbau hat sich der angehende Jurist zunächst sieben Semester lang dem theoretisch ausgelegten Universitätsstudium zu widmen, bevor er im anschließenden zweieinhalbjährigen Vorbereitungsdienst zum ersten Mal mit der Rechtspraxis konfrontiert wird. Dies verwundert gerade deshalb, da doch die jüngst eingeführte Verlängerung des Vorbereitungsdienstes u.a. eine Reaktion auf die von den Prüfungsämtern konstatierten abnehmenden praktischen Fertigkeiten der Examenkandidaten gewesen sein soll. Als freilich bescheidene Konzession an den Integrationsgedanken sieht der Entwurf eine insgesamt dreimonatige Ferienpraxis bei Gerichten und Behörden vor, die im Laufe des Studiums und während der

Semesterferien abzuleisten ist. Solche Ferienpraktika sind bereits bislang, wenn auch mit geringerer Dauer und lediglich landesrechtlich (12) vorgeschrieben.

Die gewählte Ersatzlösung (dreimonatige Ferienpraxis) begegnet beträchtlicher Skepsis. So mangelt es an jedweder inhaltlichen und didaktischen Einbindung der Praxisphasen in die universitäre Ausbildung. Ebenso ist zu befürchten, daß die "lange" Ferienpraxis zusätzlich zu dem seit 1982 um sechs Monate verlängerten Vorbereitungsdienst zu einer übermäßigen und damit der Ausbildungseffizienz abträglichen Mehrbelastung der Praktiker führen wird.

2. Zu den Ausbildungsinhalten enthält der Entwurf einige, wenn auch recht allgemein gehaltene Vorschriften etwa zur Festlegung des Pflichtstoffes und im einzelnen nicht näher umrissener Wahlfächer. Eine besondere, vereinheitlichende Wirkung auf die Ausbildungsordnungen der Länder wird davon kaum zu erwarten sein. Im Hinblick auf Grundlagen- und Nachbarfächer, deren Vermittlung sich eine zeitgerechte Juristenausbildung nicht einfach entziehen darf, formuliert der Entwurf leider mehr als zurückhaltend, neben den Kernfächern seien "die rechtswissenschaftlichen Methoden mit ihren philosophischen, geschichtlichen und gesellschaftlichen Grundlagen" zu lehren. Von den für sachgerechte Problemerkennung und -lösung unentbehrlichen ökonomischen Bezügen ist nirgends die Rede. Überdies brauchen nach dem gewählten Wortlaut Grundlagen- und "Nebenfächer" nicht mehr eigenständig vermittelt zu werden, da dem Gesetz schon deren Behandlung im Zusammenhang mit der Erläuterung der rechtswissenschaftlichen Methoden genügt.

3. Wie bereits angedeutet, regelt der Regierungsentwurf die Einbeziehung von Wahlfächern in das Studium, "die der Ergänzung des Studiums und der Vertiefung der mit ihnen zusammenhängenden Pflichtfächer dienen". Das entspricht im Grundsatz dem, was die Ausbildungsordnungen der Länder bereits seit Jahren vorsehen (13). So reserviert der Entwurf das letzte Halbjahr des Vorbereitungsdienstes zwar der praktischen Ausbildung bei einer Wahlstation; eine inhaltliche Verknüpfung zwischen dem im Studium gewählten Wahlfach und der Wahlstation wird jedoch nicht hergestellt. Parallel dazu enthält die Vorschrift die sogenannte "erweiterte Speyer Klausel": War bislang lediglich eine Ausbildung an der Hochschule für Verwaltungswissenschaften in Speyer mit maximal drei Monaten auf die Dauer des Vorbereitungsdienstes anrechenbar, soll dies nun auch für Studienaufenthalte an juristischen Fakultäten gelten. Die Anrechnungszeit verlängert sich um einen auf vier Monate.

Damit lehnt sich der Entwurf auch in der Frage der Schwerpunktausbildung eng an den als unzureichend empfundenen status quo an. Referendare, die sich für

die universitäre Vertiefung entscheiden, haben in den verbleibenden zwei Monaten allenfalls Gelegenheit zu einer oberflächlichen praktischen Verwertung ihres neu erworbenen Wissens - soweit für acht Wochen überhaupt eine angemessene Praxisstelle gefunden werden kann. Hinzu kommt, daß angesichts der Überfüllung der Universitäten keineswegs feststeht, daß die juristischen Fakultäten überhaupt in der Lage sein werden, Vertiefungsstudiengänge anzubieten.

4. Als eines der dringendsten Reformanliegen bleibt im Regierungsentwurf die Verkürzung der Ausbildungsdauer im wesentlichen unbewältigt. Das muß umso mehr erstaunen, als doch der Einphasenausbil-



dung, die gerade in diesem Punkt große Fortschritte versprochen, das Finanzargument entgegengehalten wird. Ist die Länge der Ausbildung kein Kostenfaktor?

Bei einer durchschnittlichen Studiendauer von 11,3 Semestern, zweieinhalb Jahren Vorbereitungsdienst und Prüfungszeiten von mehreren Monaten errechnet sich eine Gesamtdauer der "neuen" Ausbildung von achteinhalb bis neun Jahren; damit werden Absolventen mit dreißig Jahren und mehr nach wie vor der Normalfall sein. Zwar schreibt der Entwurf innerhalb der ersten vier Semester studienbegleitende Leistungskontrollen unter Prüfungsbedingungen (14) vor, die bei Nichtbestehen nur einmal binnen eines Jahres nachgeholt werden können. Nach endgültigem Scheitern kann die Ausbildung nicht fortgesetzt werden. Sieht man davon ab, daß diese Kontrollen - wirklich unter Prüfungsbedingungen durchgeführt - die Universitäten vor größte finanzielle, personelle und organisatorische Schwierigkeiten stellen werden, dürfte die Verkürzungswirkung jedoch bescheiden sein, wenn man sich vergegenwärtigt, daß zum Bestehen der Kontrollen grundsätzlich bis zu drei Jahre zur Verfü-

gung stehen und vor dem erfolgreichen Abschluß ein Voranschreiten in weiteren Ausbildungsabschnitten nicht zulässig sein soll.

Einen gewissen Verkürzungseffekt wird die vorge-sehene Abschichtung der Prüfungsleistungen in der 2. Prüfung bewirken. Danach sollen die auf die Pflicht- und Wahlfächer bezogenen schriftlichen Leistungen jeweils gegen Ende der Ausbildung bei der letzten Pflicht- bzw. Wahlstation erbracht werden. Die mündliche Prüfung verbleibt am Ende der Gesamtausbildung.

Die Reform der Juristenausbildung: gemein-same Aufgabe von Bund und Ländern

Gemessen an den Ergebnissen der Modellexperimente erweisen sich nicht nur der Regierungsentwurf, sondern auch die Reformvorschläge des Richterbundes, des Anwaltvereins, der Opposition und der Bundesregierung als unzulänglich. Anders als zu Beginn des Einstufenexperiments in den Jahren nach 1971 wird nun nicht mehr von Modellkommissionen ein gesamter Studienablauf bis ins einzelne geplant und didaktisch aufeinander abgestimmt: Alle Reformmodelle schaffen nur mehr einen äußeren Studienrahmen und verwenden beim organisatorischen Ablauf Elemente aus der Einstufenausbildung, die jedoch ihre spezifischen Effekte nur im Rahmen einer Gesamtplanung entfalten könnten. Gerade diese Gesamtplanung ist jedoch bei einer Novellierung des Deutschen Richter-gesetzes infolge mangelnder Gesetzgebungskompetenzen nicht zu leisten. Es müßte deshalb zu einer konzer-tierten Aktion von Bund und Ländern kommen. Die additive Zusammenmischung isolierter Elemente der Reformentwicklung ohne inhaltliche Ausrichtung kann jedoch nicht zu einer tragfähigen Reform des Studiums der Rechtswissenschaften führen.

Reiner Schmidt Manfred Braun Rudolf Mögele

Anmerkungen:

- (1) FAZ vom 11.11.1983, S. 11.
- (2) BR-Drucks. 545/83 vom 23.12.1983.
- (3) Vgl. den Leserbrief des Vorsitzenden der Ausbildungskommission des Deutschen Richterbundes, Robert Herr, FAZ vom 29.9.1983.
- (4) So der Regierungsentwurf, a.a.O., S. 2.
- (5) So z.B. Vorndran, Bayerische Staatszeitung und Bayerischer Staatsanzeiger vom 7.1.1983, Nr. 1.
- (6) Vgl. Schlosser, Die Reform der Juristenausbildung in der Bundesrepublik Deutschland, in: Die Augsburger Juristenausbildung, 1980, S. 11.
- (7) Vgl. David Margolick, The New York Times Magazine, May 1983, S. 22.
- (8) Vgl. Schulz, ZRP 1982, 107 ff.
- (9) So lautet das Thema der Jahresversammlung der WRK 1984, vgl. FAZ vom 18. 1. 1984, S. 5.

(10) Braun, JA 1982, 479 und 1981, 550.

(11) So in Augsburg, vgl. Braun, JZ 1978, 63, sowie Abschlußbericht zum Modellversuch "Einphasige Juristenausbildung", Augsburg, 1979, 104 ff., aber auch in Bielefeld und z.T. in Konstanz.

(12) Braun, Juristenausbildung in Deutschland, 1980, S. 80-82.

(13) Vgl. auch Mögele, Kainz, Wink, Das "Augsburger Modell" einer einstufigen Juristenausbildung aus studentischer Sicht, in: Die Augsburger Juristenausbildung, 1980, S. 89 f.

(14) Ob diese "studienbegleitenden Leistungskontrollen" - wie dies der Deutsche Richterbund fordert - als echte zusätzliche Zwischenprüfung oder lediglich als aufgewertete "kleine Scheine" ausgestaltet werden, liegt bei den Ländern. Schon aus Kapazitätsgründen wird es bei Letzterem bleiben.

Deutsch-Polnische Schulbuchkonferenz:

Verständigung über die gemeinsame Vergangenheit

Im buchstäblichen Sinne des Wortes sehen manche rot, wenn es um deutsch-polnische Schulbuchkonferenzen geht, wie sie seit 1972 vom Braunschweiger "Georg-Eckert-Institut für internationale Schulbuchforschung" und der Polnischen Akademie der Wissenschaften veranstaltet werden. Besonders in den beiden südlichsten Bundesländern wird gern Anstoß an den Symposien und ihren Empfehlungen für die Autoren und Verlage von Geschichts- und Geographie-lehrbüchern genommen.

So gab im Januar eine Anfrage des CSU-Landtagsabgeordneten Sieghard Rost dem bayerischen Kultusministerium die sicher nicht unwillkommene Gelegenheit, sich erneut pointiert von dem Institut, seinen Konferenzen und seinen Arbeitsergebnissen zu distanzieren und jede offizielle bayerische Mitarbeit abzulehnen. Zum einen kritisierte das Ministerium in seiner Antwort wieder die als ein Vehikel zur deutsch-polnischen Verständigung gedachten Empfehlungen, die in der Tat im einen oder anderen Punkt anfechtbar sind; es erwähnt "verzerrte Darstellungen und Wertungen" sowie "von gewisser deutscher Seite z. T. unter Meinungsdruck und politischem Vorleistungszwang abgesegnete Empfehlungen". Zum anderen pocht München auf die grundgesetzlich verbiefte Landeshoheit über die Schulbücher und macht klar, daß ihm das ganze Unternehmen nicht paßt.

Das war das Präludium zur XVII. deutsch-polnischen Schulbuchkonferenz, die, vom Augsburger Universitätspräsidenten Josef Becker in sein Haus eingeladen, in der vorigen Woche als erste solche Begegnung auf bayerischem Boden stattfand. Zur Debatte standen diesmal die deutsch-polnischen Beziehungen zwischen 1919 und 1932, also die zwischen der Weimarer Re-

publik und dem nach fünf Vierteljahrhunderten der Nichtexistenz wieder installierten polnischen Staat, der dann von 1926 an unter Pilsudskis autoritärem Regime stand.

Exakte Zahlen fehlen

Wäre Bayerns Kultusminister Zaungast bei den Referaten und intensiven Diskussionen der drei Dutzend deutscher und polnischer Wissenschaftler gewesen, hätte er weder als Politologe noch als Politiker Anlaß zu Empörung gehabt. Im Gegenteil, es wäre ihm gewiß ebenso wie seinen in Augsburg tagenden deutschen Professorenkollegen positiv aufgefallen, daß gleich vom ersten polnischen Referenten (Jerzy Krasuki, Posen) die Sowjetunion als handelnder Faktor beim Beginn des Zweiten Weltkriegs erwähnt wurde; bei früheren Symposien war das für die Polen tabu gewesen, und dem entsprechend klingen die "Empfehlungen" so, als ob Hitler 1939 allein Polen zerschlagen hätte, ganz ohne seinen Pakt mit Stalin. Wurde da eine entscheidende Kurskorrektur der polnischen Historiker signalisiert? Das wird sich bei der nächsten Konferenz zeigen, die im Mai/Juni 1985 in Warschau die Zeit von 1933 bis 1945 behandeln soll.

werten. Da gibt es andererseits deutsche Hinweise darauf, daß der Nationalitätenstaat Polen auch zur CSR und zu Litauen wegen deren Minderheiten innerhalb der polnischen Grenzen ein zeitweise gespanntes Verhältnis gehabt habe. Einig wird man sich auch nicht über die Zahlen der jeweiligen Minderheiten (vor wie nach dem Ersten Weltkrieg), die stark differieren. Das ist zum Teil auf Unzulänglichkeiten bei früheren Volkszählungen zurückzuführen, nicht bloß auf tendenziöse Statistiken; dazu kommt, speziell in Oberschlesien, ein "schwebendes Volkstum", das in vielen Fällen eine eindeutige Nationalitätszuweisung erschwerte.

Von polnischer Seite wurde darauf abgehoben, daß die deutsche Minderheit in Polen (die nebenbei unter dem Schock stand, in der Provinz Posen und in Westpreußen gewissermaßen über Nacht den Status als Staatsvolk verloren zu haben) von Berlin bewußt für sein Ziel einer Revision der Versailler Ostgrenze benutzt worden sei. Hinter dieser Revisionspolitik standen, unbestritten, alle Regierungen und Parteien der Weimarer Republik. Von deutscher Seite kam der Hinweis, die deutsche Minderheit oder Volksgruppe sei politisch wie soziologisch keineswegs eine einheitliche Kraft gewesen.

Universitätspräsident Prof. Josef Becker eröffnet die XVII. deutsch-polnische Schulbuchkonferenz. Rechts neben ihm sitzt der Leiter der polnischen Delegation, Prof. Władysław Markiewicz.

Bild: Scheuermann/Hagg



1986 stehen dann, wieder an einem deutschen Tagungsort, Nachkriegsprobleme zur Debatte.

Obwohl für die zwanziger Jahre die generelle Darstellung auf beiden Seiten, gemessen an anderen Geschichtsabschnitten, in vielem übereinstimmt, hat es in Augsburg nicht an Kontroversen gefehlt. Etwa bei der Erörterung der Minderheitsfragen durch Przemyslaw Hauser (Posen), Rudolf Michaelsen (Lüneburg) und Wojciech Wrzesinski (Breslau). Da gibt es noch die polnische Neigung, die eigene Politik als "patriotisch", die deutsche aber als "nationalistisch" zu be-

Berlins "Handelskrieg"

Für den deutschen Boykott polnischer Kohle 1920 - 1922 und für den "Zollkrieg" 1925 - 1934 führte Georg W. Strobel (Darmstadt) neben der gewiß vorhandenen (wenn auch im Ergebnis erfolglosen) Absicht Berlins, Warschau durch Handelsschikanen zu politischen Zugeständnissen zu bringen, objektive ökonomische Zwänge an, etwa die Verpflichtung zur Abnahme englischer Kohle oder eigene landwirtschaftliche Überproduktion. Zudem habe der Konflikt für Polens Wirtschaft keineswegs nur negative

Folgen gehabt; er habe den Impuls zur Erschließung neuer Exportmärkte und zu Modernisierungs-Investitionen (Schüttguthafen Gdingen, Kohlemagistrale der Bahn, Weichselausbau) gegeben. Czeslaw Luczak (Posen) zitierte dagegen zeitgenössische deutsche Stimmen, die vom Willen zum wirtschaftlichen Niederringen Polens sprachen. Er erwähnte den langen Streit um gegenseitige Finanzforderungen, der die Atmosphäre belastete (so weit überhaupt eine existierte), und das Problem der polnischen Saisonarbeiter – vor 1918 um die 700.000 im Deutschen Reich, von denen rund 150.000 im verkleinerten Deutschland bleiben wollten und von denen schließlich, nach gegenseitigen Ausweisungsaktionen, 45.000 auf Grund einer Konvention von 1927 bleiben durften.

Zu offiziellen Kulturbeziehungen mußte Karl Dedicus (Darmstadt) feststellen, daß es sie so gut wie gar nicht gab, wohl aber eine kulturelle Rezeption, vorwiegend durch Polen, für die Thomas Manns erfolgreicher Warschau-Besuch 1927 auf Einladung des polnischen PEN-Clubs ein Beispiel unter vielen ist.

Patriotischer Grundton

Bei der Kritik an Geschichtsbüchern konnte Enno Meyer (Oldenburg) nur zwei polnische Werke heranziehen; es fehlt schon länger an Neuerscheinungen. Er kritisierte weniger Tatsachenfeststellungen als den "patriotischen" Grundton der Geschichtserzählungen, dazu sprachliche Entgleisungen, wie den "Terror

deutscher Schlägerbanden", von dem im Zusammenhang mit Oberschlesien und mit der Abstimmung in Teilen Ostpreußens (Juli 1920) die Rede ist. Und er vermißt ein Eingehen auf die inneren Verhältnisse der Weimarer Republik. Zbiginiew Kulak (Posen) fiel bei der Lektüre von 23 neueren deutschen Lehrbüchern vor allem deren Gegenwartsrelevanz auf: Bonn solle gewissermaßen durch Weimar erkannt werden. Verstöße gegen historische Ausgewogenheit registrierte er nicht, wohl aber viele Lücken; nicht bloß das Verhältnis zu Polen, sondern die gesamte Außenpolitik der Weimarer Zeit komme viel zu kurz, beschränke sich fast auf die Stichworte Rapallo und Locarno. Dem wurde von deutscher Seite in der Diskussion zugestimmt – "Primat der Innenpolitik".

Insgesamt ging es gar nicht so sehr um eine Angleichung oder Revision von Schulbüchern. Diese Kongresse, so schien es jedenfalls auf dem Augsburger, haben sich als Meinungs- und Forschungsaustausch zwischen Fachkollegen sozusagen selbständig gemacht, haben einen eigenen Wert gewonnen. Dazu kommt die Tatsache, daß bis heute mit Historikern aus anderen Ostblockstaaten oder gar der DDR kaum so offen und anregend diskutiert werden könnte. Das kann das Verständnis für gewisse, gar nicht so gravierende Rücksichtnahmen erleichtern, die auch polnische Wissenschaftler zu nehmen haben. Eigentlich müßte das alles auch eine so kritische Landesregierung wie die bayerische zu einem Überdenken ihres ablehnenden Standpunkts anregen.

Wilhelm Sackel

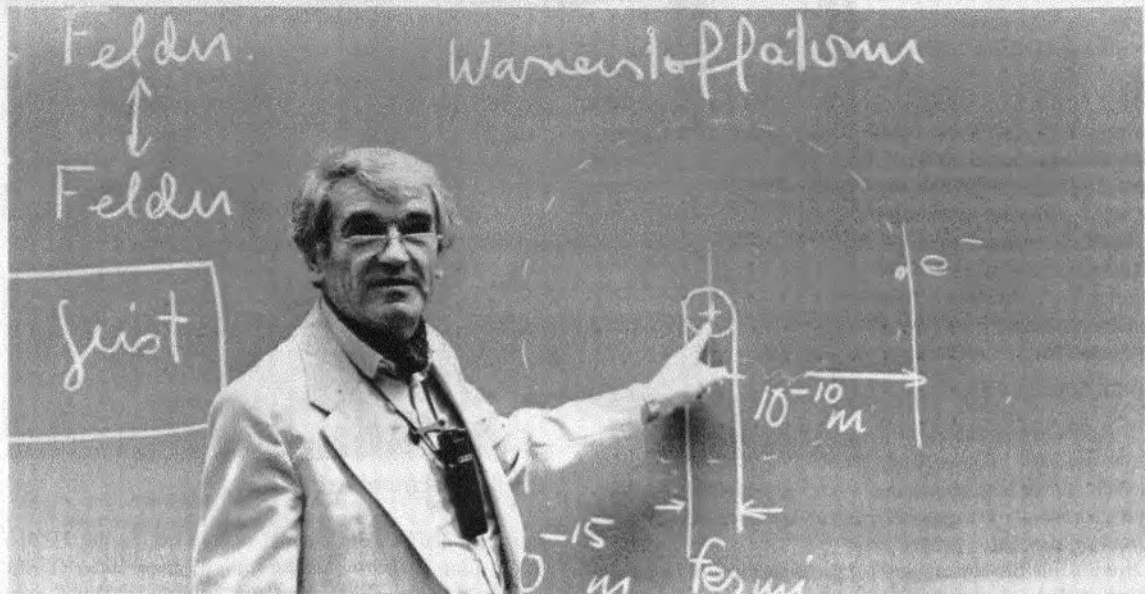


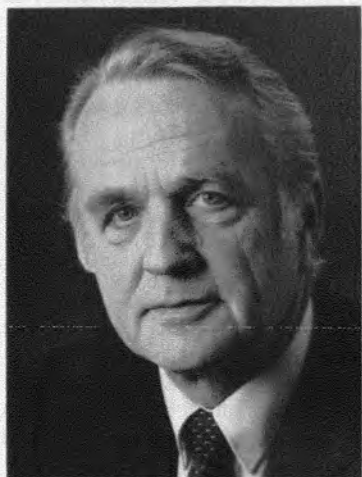
Bild: Wyszengrad (AZ)

Von solchem Andrang hätte die Naturwissenschaftliche Fakultät nicht zu träumen gewagt. Gleich am ersten Dienstag mußte man den Hörsaal wechseln, von IV nach I. Und I war jedesmal voll von Zuhörern aus Stadt und Universität. Allgemeinverständliche Physik, dazu noch dargeboten von einem Naturtalent in Alleinunterhaltung, ist offensichtlich unerwartet gefragt. Prof. Dr. Edgar Lüscher, Kernphysiker an der Universität München und Vorsitzender des Berufungsausschusses für das Fach Physik an der Universität Augsburg, amüsierte die "Nichtnaturwissenschaftler" mit schwyzerdütschem Witz und Wissen, jeden Dienstag zu einem anderen Bereich der Physik.

Colloquium Politicum:

Rüstungskontrolle – Instrument der Friedenspolitik

Den Zusammenhang zwischen autonomer und kooperativer Friedenssicherung zu klären und zu stärken, ist für den Beauftragten der Bundesregierung in Fragen der Abrüstung und Rüstungskontrolle, Botschafter Dr. Friedrich Ruth, Grundlage der westlichen Friedenspolitik. Um den Dialog mit der anderen Seite glaubwürdig und rational führen zu können, müsse der Westen in sich verteidigungsfähig sein, ein Konzept der Abschreckung besitzen. Der Botschafter sprach am 17. Mai unter dem Generalthema "Sicherheit und Abrüstung" des Colloquiums politicum nach dem italienischen Botschafter, der schon im Wintersemester die Ansichten seines Landes darlegte.



Friedrich Ruth

"Friedenspolitik ist ein umfassender Auftrag. Sicherheitspolitik ist eines der Instrumente dieser Friedenspolitik." Aus dem vergangenen Krieg hat man die Erkenntnis gezogen, daß eine Sicherheitskoalition schon in Friedenszeiten entstehen müsse, mit der Aufgabe der Kriegsverhütung, mit der Fähigkeit zu verhandeln, mit dem Verhandlungsziel eines militärischen Gleichgewichtes auf möglichst niedrigem Niveau.

Als integrativer Bestandteil der Bündnispolitik stößt nach Botschafter Ruth die Rüstungskontrolle heute auf allgemeines Interesse. Sie sei eingebettet in ein Netz von Verhandlungen, das nicht nur im militärischen Bereich über die reine Raketenfrage hinausgehe, sondern zudem ein breites Spektrum wirtschaftlicher, kultureller, politischer und sicherheitspolitischer Themen aufspanne. Die Grenzen der Rüstungskontrolle aber werden dort sichtbar, wo diese allgemeine Dialogbereitschaft schwindet, wo Rivalität die Oberhand gewinnt über Rationalität. Gegenüber einer nicht greifbaren Abrüstungs-ideologie ist die Rüstungskontrolle ein Element rationaler, verifizierbarer Politik. Diesen Standpunkt verteidigte der Botschafter vor allem auch in der Diskussion.



Ioan Lupu

Sie forderte ihn besonders in der Nachrüstungsfrage heraus. Neben den schon länger bestehenden Verhandlungsforen der MBFR in Wien, der – relativ erfolgreichsten – C-Waffen-Gespräche in Genf und vor dem neuen Forum KVAE (Konferenz über Vertrauensbildung und Abrüstung in Europa) hatte es die Verhandlungen über den Abbau nuklearer Mittelstreckenwaffen seit 1981 und die START-Verhandlungen in Genf gegeben, die im letzten Jahr von den Sowjets abgebrochen wurden.

Grund für die sowjetische Regierung war die Nachrüstung des Westens, die Botschafter Ruth als wohlüberlegte und nur mit begründetem Zögern ins Werk gesetzte, notwendige Antwort auf die SS-20-Rüstung der Sowjetunion sieht. "Wir sind der Auffassung, daß Rüstungskontrollverhandlungen im jeweils eigenen Interesse liegen und daß sie nicht ein Geschenk für die



Christopher Mallaby

andere Seite sind. Wir hoffen, daß die Sowjetunion an den Verhandlungstisch zurückkehrt." Dialogbereitschaft beider Seiten, aber auch Festigkeit in der "autonomen", in der eigenen Friedenssicherung seien die Voraussetzungen für das Ziel, das letztlich in einem Instrumentarium für die Konfliktverhinderung und die Steuerung von Krisen bestehen soll.

Die Ansichten des britischen Gesandten Christopher L. G. Mallaby, CMG stimmten erwartungsgemäß weitgehend mit denen Botschafters Ruths überein. Christopher Mallaby sprach am 20. Juni. Abweichend, aber eben nicht ganz ins andere Lager hinein, äußerte sich der Kulturattaché der rumänischen Botschaft, Ioan Lupu. Am gleichen Tag, dem 24. Mai, an dem Rumänien seine Teilnahme an den Olympischen Sommerspielen ankündigte, betonte Ioan Lupu die Eigenständigkeit seines Landes auch in Rüstungsfragen.

Rumänien fordere, daß die Sowjetunion und die Vereinigten Staaten in Genf eine Vereinbarung träfen, nach der die USA auf die Pershing II und Cruise Missiles verzichten und die Sowjetunion die SS 20 vernichtet, die sogenannte Null-Lösung. Allerdings be-

findet Lupu einen Anspruch der UdSSR als berechtigt, nach dem entweder auch die französischen und englischen Mittelstreckenraketen vernichtet werden oder der Sowjetunion eine gleiche Anzahl von Sprengköpfen – nicht Raketen – zugestanden werde.

Stephanie Domm

Die Universität im Ries

Im Falle der zum fünften Mal stattgefundenen Rieser Kulturtag vom 12. Mai - 9. Juni hat die Beteiligung der Universität Augsburg schon Tradition, war sie doch bisher jedesmal bei dieser kulturellen Veranstaltung einer schwäbischen Region präsent (siehe die Dokumentationsbände der Rieser Kulturtag 1976 - 1982). Die Verbindung zum Ries beruht nicht zuletzt auf der Tatsache, daß die Universität Augsburg seit 1980 Besitzerin der bis dahin auf der Harburg untergebrachten Oettingen-Wallerstein'schen Bibliothek ist und von daher auch eine Verpflichtung sieht, der ursprünglichen Heimat dieser wertvollen Bibliothek eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Über den Stand ihrer wissenschaftlichen Erschließung und Auswertung zu berichten war deswegen auch bei den diesmaligen Rieser Kulturtagen einer der Schwerpunkte der Universitätsbeteiligung.

In Harburg hielt Prof. Dr. Hans Schlosser einen hochinteressanten Vortrag über "Menschenhandel als Strafverfolgung in Ostschwaben. Die Theorie der Galeerenstrafe anhand der Kriminalliteratur der Oettingen-Wallerstein-Bibliothek" (7. Juni). Im an-

schließenden Kolloquium gaben die Professoren Fried, Koopmann und Schlosser in einem Podiumsgespräch unter der Moderation von Dekan Prof. Reinhard, dem derzeitigen Koordinator des Oettingen-Wallerstein-/Bibliothek-Forschungsprojekts, Berichte über den derzeitigen Stand ihrer Forschungen. (Sie werden zusammen mit dem Vortrag von Prof. Schlosser im Dokumentationsband der 5. Rieser Kulturtag publiziert).

Einen zweiten Schwerpunkt bildete die vom Lehrstuhl für Alte Geschichte, Prof. Gunther Gottlieb, in Nördlingen veranstaltete Ausstellung: "Münzen der Antike", zu deren Eröffnung am 3. Juni Universitätspräsident Prof. Dr. Josef Becker in Anwesenheit von Wirtschaftsminister Jaumann einführende Worte sprach. Den Fachvortrag hielt Priv.-Doz. Dr. Overbeck; durch die Ausstellung führte Akademischer Rat Dr. Kuhoff. – Einen weiteren Teil der Augsburger Universitätspräsenz bildete ein Kranz von wissenschaftlichen Vorträgen, die hier nur summarisch angeführt werden können: Prof. Reinhard: „Konfessionelle Grundlagen und Auswirkungen des 30jährigen Krieges“ (22.5., Nördlingen), Prof. Ziegenaus: "Das Zeugnis der Ofnethöhle: Das Weiterleben nach dem Tode als Menschheitsfrage" (4.6., Nördlingen), Prof. Mühleisen: "Die Friedensdiskussion zur Zeit der Schlacht bei Nördlingen" (5.6., Alerheim), Priv.-Doz. Kapfhammer: "Zur Sagenüberlieferung im Ries" (6.6., Nördlingen), Prof. K. Fischer: "Das südliche Vorland des Rieses" (2.6., Nördlingen), mit anschließender Exkursion. – Planung und Koordination des Augsburger Universitätsprogramms lag wie bisher in den Händen von Prof. Fried. Pankraz Fried

Die Anfänge des römischen Augsburg

Professor Gottliebs Vortrag zur 2000-Jahr-Feier Triers

In diesem Jahr feiert die Stadt Trier ihre 2000-Jahr-Feier. Aus diesem Anlaß hatte die Universität Trier am 28. Mai zu einem wissenschaftlichen Kolloquium eingeladen, das den Anfängen der Römerstädte in Deutschland gewidmet war. In Kurzreferaten wurden Augsburg, Köln, Mainz und Trier vorgestellt. Ein weiteres Kurzreferat befaßte sich mit den Anfängen der Römerzeit in Luxemburg. Der nachstehende Beitrag ist der ungekürzte Text des Kurzreferates von Prof. Dr. Gunther Gottlieb.

Geschichte ist ein in besonderer Weise politisches Fach. Der Historiker, der sich mit Stadtgeschichte beschäftigt, nimmt nicht nur eine wissenschaftliche Aufgabe wahr, sondern auch eine kulturpolitische. Der Umgang mit Stadtgeschichte hat sich verändert, seit es eine im modernen Sinne kritische Geschichtsschreibung gibt. Die Alten, wie etwa noch der gelehrte Paul von Stetten im 18. Jahrhundert, hatten es einfacher: Unbefangen verbreiteten sie die Vorstellung, die keltische Stadt Vindelicæ sei am 1. August des Jahres

15 v. Chr. erobert und am 28. September desselben Jahres als Veteranenkolonie und römische Stadt neu gegründet worden. Für uns sind das volkstümliche Überlieferungen, die der Wahrheitsfindung natürlich nicht standhalten. Gerade in dieser Frage aber tun sich die Augsburger von heute immer noch schwer. Sie haben noch nicht eingesehen, daß man unterscheiden muß zwischen den Legenden und der historischen Wirklichkeit. Das gilt in Augsburg vornehmlich für die Ansichten über die Anfänge der Stadt. Aber Stadtjubiläen sind eine Sache für sich; Aufgabe der Geschichtswissenschaft ist es, sich einerseits kritisch mit ihnen auseinanderzusetzen und andererseits an ihnen mitfeiernd teilzunehmen.

Die Geschichte Augsburgs im weiteren Sinne beginnt mit der Eroberung des Alpenvorlandes durch die Römer im Jahre 15 v. Chr.: aber noch nicht die Geschichte der militärischen oder zivilen Ansiedlung auf der Hochterrasse zwischen Lech und Wertach. Deren genaue Anfänge werden weder urkundlich, also durch

eine Inschrift, noch in anderer schriftlicher Form überliefert und sind archäologisch nur ungenau und ungefähr bestimmbar. Keinesfalls ist Augsburg im Jahre 15 v. Chr. gegründet worden. Es hat auch in jenem Jahr keine irgendwie gearteten Anfänge einer Siedlung gegeben. Trotzdem ist das Jahr 15 v. Chr. ein Schlüsseljahr für die Geschichte des Alpenvorlandes und Augsburgs, weil es der Anfang einer Herrschaft war, welche rund 500 Jahre lang die Entwicklung unmittelbar beeinflußt hat und in deren Verlauf Augsburg zuerst militärischer, dann ziviler Siedlungsplatz und Hauptstadt der Provinz Raetia geworden ist. Das Jahr 15 v. Chr. hat den Alpen und dem Alpenvorland einen Eroberungskrieg gebracht, von dem die nachfolgenden Ereignisse abhängen.



1 Blick vom rechten Steilufer der Lechschleife auf den Lorenzberg.
2 Römische Brückensäule im Lech östlich von Epfach (1953). Vgl. Bedage 1988) S. 4.

Um die Erhellung der Anfänge Augsburgs bemühen sich Historiker und insbesondere – das ergibt sich aus der Art der Quellen – Archäologen. Eine allseits abgesicherte, behutsam und sachkundig entwickelte Gesamtschau kann sich, wenn sie Aussicht auf Erfolg haben soll, nur aus dem Zusammenwirken der Disziplinen und aus der gemeinsamen Erörterung der Probleme ergeben. Bei dem gegenwärtigen Stand der Forschung ist allenfalls der Entwurf eines Gesamtbildes möglich.

Im Falle Augsburgs muß man sich zunächst mehr mit der Geschichte des Landes, dessen Mittelpunkt Augsburg geworden ist, beschäftigen. So wird man auch das Jubiläum, das Augsburg nächstes Jahr feiern will,

stärker von Augsburgs zentraler Funktion als spätem Vorort einer ganzen Landschaft her verstehen müssen als von einer nicht aufs Jahr nachweisbaren und erst in das erste n a c hchristliche Jahrhundert gehörenden Stadtwerdung. Augustus ließ die Alpen und, in uns unbekanntem Umfang, das Alpenvorland erobern. Der Eroberung folgte nicht sofort die zivile Erschließung des Landes. Bis gegen Ende der augusteischen Herrschaft hatte die römische Germanenpolitik ohnehin noch eine eher dynamische als statische Tendenz und eine eher militärische als zivile Ausprägung, was sich auch auf die Art der römischen Präsenz in Süddeutschland ausgewirkt hat. Die Forschungsprobleme sind etwa die folgenden:

1. Die vorrömischen Siedlungs- und Bevölkerungsverhältnisse im Alpenvorland: die Wohnsitze der einzelnen Völkerschaften, die Dichte der Besiedlung, das Ende der von Frankreich bis Ungarn reichenden und Süddeutschland einschließenden keltischen oppida-Zivilisation im ersten vorchristlichen Jahrhundert.
2. Beginn und Fortgang der militärischen und zivilen Erschließung des Alpenvorlandes, im einzelnen: die Funktion und Zeitstellung a) der rein militärischen Anlagen von Dangstetten, Epfach, Augsburg und Friedberg-Rederzhausen, und b) der mit kleinen Garnisonen versehenen frühen zivilen Siedlungen Bregenz, Kempten, Auerberg und Gauting.
3. Die Entwicklung der Militär- und Zivilverwaltung bis zur Einrichtung der Provinz Raetia wohl unter Kaiser Claudius und die zivilen Anfänge von Augsburg.
4. Erscheinungsbild und Stellung Augsburgs im Vergleich zu dem im ersten Jahrhundert überaus repräsentativ ausgestatteten Kempten.

Was können wir bisher an Erkenntnissen vorweisen? 16 v. Chr. eroberten die Römer unter P. Silius Nerva das Land zwischen Garda- und Comer See und machten das Königreich Noricum zu einem abhängigen Klientelstaat. Der Feldzug des Jahres 15 v. Chr. galt den übrigen Teilen der Alpen und dem Alpenvorland. Ihn leiteten die Stiefsöhne des Augustus, Tiberius Claudius Nero und Nero Claudius Drusus. Zwei Heere waren aufgestellt. Der Feldzug dauerte einen Sommer, war im August beendet und hatte anscheinend keinen großen Widerstand der angegriffenen Völker und Stämme zu überwinden. Mit der römischen Eroberung verbindet sich die Frage nach keltischen Siedlungen im Alpenvorland: ob die Römer solche vorfinden; in welcher Zahl und Größe. Dazu gibt es eine viel diskutierte Stelle bei Strabo. Er nennt dort als Städte der Brigantii, Estiones und Licatii die Siedlungen Brigantium (Bregenz), Cambodunum (Kempten) und Damasia (Lage noch unbekannt, vielleicht der Auerberg bei Schongau). Waren das nachweislich keltische Siedlungen, welche bereits bestanden, als die Römer das Land eroberten? Dann überrascht der archäologische Befund in Bregenz, Kempten und auf dem Auerberg, wo bis heute keltische Wohnsitze

nicht nachgewiesen werden konnten. Oder waren die drei Orte römische Gründungen mit vorwiegend einheimischer Bevölkerung? Auf Grund der Eigenarten in Strabos Berichterstattung waren Brigantium, Cambodunum und Damasia nicht notwendigerweise schon keltische Siedlungen. Genausogut kann es sich um Siedlungen handeln, die unter römischem Einfluß nach der Eroberung entstanden sind; nicht als



As des Tiberius für seinen vergöttlichten Adoptivvater Augustus. Vorderseite: Kopf des Augustus mit Strahlenkrone nach links. Umschrift DIVVS AVGVSTVS PATER. Datierung: 14/15 n. Chr. Unter Augustus wurde 15 v. Chr. die Eroberung des süd-deutschen Voralpenlandes eingeleitet.

Stadtgründungen wie zum Beispiel Lugdunum (Lyon), Augusta oder (Aosta) Colonia Raurica (Augsburg), sondern als Ansiedlungen sowohl einheimischer als vielleicht auch (wohl in geringerer Zahl) bereits romanisierter Bevölkerung, zusätzlich ausgestattet mit einem Lager und kleineren militärischen Einheiten, welchen der Schutz der Siedlungen und Verkehrswege oblag.

In Augsburg gibt es bisher keine Siedlungsspuren oder Funde, welche eine spätkeltische, also latènezeitliche Besiedlung nachweisen könnten. Augsburgs Anfänge (im weitesten Sinne gemeint) sind der militärische Fundplatz Oberhausen. Die Fundstelle liegt heute dicht am westlichen Uferand der Wertach. Wegen der zahlreichen Flußveränderungen kann über die ursprüngliche Lage nichts gesagt werden. Datiert werden die Funde in die Zeit von ca. 8/5 v. Chr. bis 15/16, spätestens 17 n. Chr. Die Münzreihe endet mit einer Münze aus der Zeit zwischen Sommer 15 und Sommer 16 n. Chr. Die Römer haben also den Militärplatz in den ersten Regierungsjahren des Tiberius geräumt. Ob, was den Beginn dieser militärischen Besiedlung betrifft, Augsburg die Nachfolge-Anlage des etwa 10/

8 v. Chr. aufgegebenen Lagers Dangstetten sein könnte, ist archäologisch bislang nicht nachweisbar. Schriftquellen fehlen dazu überhaupt. Die Truppen setzten sich zusammen aus Legions- und Auxiliarformationen. Wo sich allerdings das Lager befand, wissen wir noch nicht: Kaum im hochwassergefährdeten Bereich der Lech- und Wertachauen; eher auf dem Gelände der nach Norden abfallenden zwischen den Flüssen gelegenen Hochterrasse, die am Zusammenfluß von Lech und Wertach endet.

Die Frage nach den zivilen Anfängen Augsburgs wurde bisher als eine Sache für sich betrachtet. Noch immer herrscht die Meinung, daß die Auffassung des ersten Lagers die römische Besiedlung für 15 bis 20 Jahre unterbrochen habe und die Hochterrasse zunächst weder militärisch noch zivil genutzt worden sei. Erst gegen Ende der Herrschaft des Tiberius habe die zivile Erschließung des Platzes, auf dem sich dann die Römerstadt ausbreitete, begonnen. Beweisen wollte man diesen Sachverhalt mit einer Fundlücke von ca. 15 bis 20 Jahren, da spätaugusteische – frühtiberische Hinterlassenschaften fast völlig fehlten. Erst jetzt scheinen die systematische Bearbeitung der im Magazin verwahrten Kleinfunde und Gefäßkeramik und die Ergebnisse der nunmehr lebhaften und planmäßigen Grabungstätigkeit das Bild zu verändern. Der Fundbestand früh- bis mitteltiberischer Gefäßkeramik ist so umfangreich, daß Lothar Bakker nicht zögert, den Beginn der Besiedlung auf dem Gelände der späteren Stadt auf die Zeit zwischen 15 und 20 n. Chr. zu datieren. Dabei gewinnen die an mehreren Stellen nachgewiesenen Spitzgräben und die militärischen Ausrüstungsteile aus Schichten des 1. Jahrhunderts ihre besondere Bedeutung, ohne daß im Augenblick schon genauere Aussagen gemacht werden könnten. Die Mischung aus zivilen und militärischen Gegenständen entspricht im übrigen dem Fundgut aus dem frühen Kempten. Darüber hinaus wird man nach den Zusammenhängen zwischen Augsburg und den 1980 im Paartal bei Rederzhausen entdeckten Kastellen tiberischer Zeit fragen müssen.

Ich fasse zusammen: Im Jahre 15 v. Chr. beginnt in Süddeutschland die römische Herrschaft; aber weder die militärischen noch die zivilen Anfänge Augsburgs reichen in dieses Jahr zurück. Die militärische Erschließung des Platzes setzte gegen 8 v. Chr. ein, die zivile Besiedlung anscheinend zwischen 15 und 20 n. Chr. In der ersten Phase bestand ein größeres Militärlager, die zweite Phase römischer Besetzung könnte eine zivile Siedlung mit militärischem Schutz gewesen sein. Bewähren sich die neuen Erkenntnisse Lothar Bakkers, dann hat es keine Siedlungslücke gegeben. Vielmehr darf mit einer Siedlungskontinuität gerechnet werden. An der Häufung des Fundmaterials ist darüber hinaus allerdings ablesbar, daß eine stärkere Siedlungstätigkeit erst in spättiberisch-claudischer Zeit eingesetzt hat.

Augsburg kann das Jahr 1985 festlich begehen: natür-

lich unter dem Vorbehalt, daß sich nicht die Stadtgründung jährt; aber in der Einsicht, daß mit dem Vordringen der Römer über die Alpen Ereignisse be-

gonnen haben, welche 2000 Jahre Geschichte zu feiern erlauben.
Gunther Gottlieb

Wie der junge König geliehenem Geld beibrachte, die Zinsen selbst zu zahlen

Es war einmal ein junger König. In seinem Land hatte jeder Zehnte keine Arbeit. Die Krone war hoch verschuldet. Für die Staatsschulden zahlte der junge König so viel Zins, daß seine Untertanen jeden fünften Taler, den sie an Steuern zahlten, eigentlich geradewegs als Zins an die Geldgeber des Königs hätten abführen können. Da wurde das Land auch noch von einem Erdbeben heimgesucht, das ganze Landstriche verwüstete. Giftige Gase aus den Erdspalten vernichteten Blumen und Gräser, Sträucher und Bäume. Es war trostlos. Weder der König noch seine Berater wußten sich zu helfen.

Eines Tages, als trübe Wolken tief im Himmel hingen, saß der junge König wieder blaß von einer durchwachten Nacht und niedergeschlagen auf dem Thron. "Mein König!" sprach der alte Diener, "rufe deinen Hofnarren, den guten Nathan, damit er dich mit seinen klugen Späßen aufheitere, wie er es schon bei deinem Vater getan!"

Der Hofnarr war je älter desto sparsamer mit seinen Späßen geworden. Früher hatte er den alten König gründlich aufgeheitert, wenn er ihn mit vergnügtem Ernst klarer sehen gelehrt hatte. Doch schon damals, als die Teuerung durch das Land zog, hatte Nathan sich mehr und mehr zurückgezogen. Fachleute und Wissenschaftler, die es besser wußten, berieten seitdem den König. Die machten sich nur lustig über das, was der Hofnarr vorzubringen wußte.

"Schaden kann es ja nicht," dachte der junge König, "rufe mir den alten Hofnarren, damit er mich erheitere!"

Etwas eine Stunde später trat der Hofnarr ein. Der König sah und spürte, daß Nathan zum Spaß inzwischen wirklich schon zu alt oder nicht aufgelegt war. Das enttäuschte ihn. Der Hofnarr aber sprach: "Mein König! Dich bedrückt, wie es um dein Land steht. Deine Ohnmacht ist dir ein Alptraum: Du willst klar sehen, siehst aber nicht klar. Du willst befehlen, weißt aber nicht was. Du willst aufbrechen, weißt aber nicht wohin. Und doch sage ich dir: Dein Problem ist einfach zu lösen. Zwar verfügst du fast nur über Schulden und leere Kassen und über Steuereinnahmen, die sich beim besten Willen nicht mehr steigern lassen. Aber dies Problem ist so einfach zu lösen, daß es schwer zu lösen ist. Ich befürchte sogar, daß seine Lösung so einfach ist, daß sie unmöglich wird."

Nun spaßte der Narr doch wieder, und das gefiel dem

König: "Ach ja? So einfach ist das, daß es unmöglich wird?"

"Nicht wahr, mein König, jetzt hältst du mich für ziemlich alt und endlich wieder närrisch? Und das ist gut so. Es ist sogar sehr gut so!"

"Sprich nicht in Rätseln und Widersprüchen!"

"Es ist gut, daß du mich für einen alten Narren hältst. Und warum? Weil du so an dir erfährst, was deine Berater denken werden, wenn du ihnen sagst, wie einfach die Sache mit den Zinsen für die Staatsschulden ist: So wie du mich, so wird man dich für einen Narren halten, - zwar nicht für einen alten, aber für einen jungen, der dem alten aufgesessen sei. Denn eine einfache Lösung für ein Problem, das hochgelehrte Leute für so gut wie unlösbar halten, löst zunächst nicht das Problem, sondern macht den zum Narren, der sie vorschlägt."

Das begriff der König, und der Narr fuhr fort: "Eben deshalb ist dein Problem gerade dann nur schwer zu lösen, wenn es sehr einfach zu lösen ist, und eben deshalb laß mich jetzt gehn! Es genügt, daß der König seinen Spaßmacher für einen Narren hält. Es wäre schlimm, wenn man den König selbst dafür hielte!"

Der junge König sah hinaus auf die wenigen verbliebenen Bäume im Park. Ein leichter Wind schien aufzukommen.

Dann betrachtete er seinen Hofnarren: "Weiser Mann! Sorgfältig hast du vorgebaut. Klug hast du eingefädelt, was du mir noch zu sagen weißt, Du hast mich neugierig gemacht. Ich will versuchen, den schwierigen Weg der einfachen Lösung zu gehen. Jedenfalls will ich zuhören und versuchen, die Lösung zu begreifen: Woher also das Geld, meinem Land zu helfen? Höhere Steuern? Nein! Noch höhere Schulden? Erst recht nein! Am Ende zahlten meine Untertanen nur noch Zinsen. Geld und Geldgeber freilich gäbe es genug. Allein ich kann die Zinsen nicht zahlen."

"Sie sollen ihre Zinsen haben! Du bezahlst sie von dem Geld, das du für die Staatsaufgaben aus gibst."

Der junge König schüttelte den Kopf. Durch die runden Bögen der Fenster sah er das Hin und Her der Äste im Wind.

"Sicher, mein König: Du kannst geliehenes Geld nicht

zweimal ausgeben, - zum einen an Baumeister, Förster und Beamte, - zum anderen als Zins an deine Gläubiger. Und doch kannst du von dem ausgegebenen Geld auch noch die Zinsen bezahlen: ohne Zauberei, auf die eine oder andere Weise!”

“Löse mir endlich die Rätsel, statt neue zu erzählen!”

“Angenommen, du borgst dir 1000 Taler für 5 Jahre. Dafür, daß du dieses Geld nutzen darfst, mußt du, sagen wir, 6 % Zins pro Jahr an deinen Gläubiger zahlen. - Wie lange nun, meinst du, wirst du dieses geliehene Geld als solches nutzen?”

Der König verstand die Frage nicht.

“Wie lange wirst du das Geld in der Kasse bereithalten? Wie lange wirst du die damit verbundenen Vorteile monetärer Liquidität, für die du als Preis den Zins zahlst, genießen?”

“Nicht lange! Die Woche oder der Tag, da das Geld bei mir eingeht, dürften wohl auch die Woche oder der Tag sein, an dem ich es wieder aus gebe.”

“Und wie lange wird der Beamte oder Unternehmer, den du damit bezahlst, das Geld nutzen?”

“Nicht lange! Sie alle warten ja nur darauf, es in die Hand zu bekommen, um es selbst wieder auszugeben oder anzulegen.”

“Und wie lange wird der Dritte, Vierte oder Fünfte, der die Liquidität nach dir erhält, sie nutzen?”

“Nicht lange! Selbst wenn das Geld den Weg zurück zu meinem Gläubiger findet, wird er sich beeilen, es mir wieder anzubieten. - Aber warum all diese Fragen?”

“Weil wir wissen müssen, wer alles die Liquidität des Geldes braucht und nutzt, das du dir borgst und für die du den Zins zahlst. Wie hoch wäre wohl deine Zinsschuld, müßtest du Zins nur zahlen für die Zeit, während du es in der Kasse bereithältst, statt auch für die übrige Zeit, während derer längst andere das Geld nutzen?”

Der König war es nicht gewohnt, daß man seine Gedanken und Vorstellungen derart mit Fragen herumkommandiert. Aber er ließ es geschehen: “Ich verstehe immer noch nicht. Gleichwohl: Müßte ich Zins zahlen nur, bis ich das Geld wieder aus gebe, - ich wüßte es schon so schnell zu verwenden, daß ich den Zinsbetrag getrost vernachlässigen könnte. Würde es sich doch allenfalls um einen Bruchteil oder ein Vielfaches von Promille handeln.”

“Und ganz ähnlich erginge es dem Zweiten, Dritten, Vierten und Fünften, wenn sie Zins zahlen müßten für die Liquidität jeweils nur, solange sie das Geld in der Kasse bereithalten?”

“Freilich!” antwortete der König vom Fenster aus. Der Wind hatte die trüben Nebel vom Boden vertrieben. Höher hingen jetzt die Wolken und ließen dann und wann schon einen Lichtstrahl hindurch. Man konnte bis zu den Bergen sehen, die braun und grau waren von totem Wald. Wie aus der Ferne dieser seiner anderen Sorgen antwortete der junge König mehr zu sich selbst: “Aber ich kann doch nicht meine Schatzbeamten hinter den Geldscheinen herschicken, damit sie das Entgelt für die Inanspruchnahme geldlicher Liquidität immer gerade dort abkassieren, wo das Geld in der Kasse war! - Und versprachst du nicht, daß ich den Zins von dem Geld bezahlen sollte, das ich leihe und aus gebe?”

“Richtig! Du mußt nur den Geldscheinen beibringen, von dem Wert, den sie verkörpern, den Zins als Preis der Liquidität selbst zu bezahlen.”

“Schluß mit den Rätseln!”

“Rätselhaft ist den Menschen nur, was sie noch nicht begreifen. Rätselhaft ist ihnen, was sich in ihren Köpfen noch nicht zusammenfügt.

Rätselhaft jedoch wird dir selbst am Ende vorkommen, wie man den Zins bisher berechnet und bezahlt. Man wird in späteren Jahren einmal rückblickend für unfaßbar halten, für wie lange Zeit der Zins so berechnet und bezahlt wurde, wie alle deine Berater heute es für richtig und für der monetären Wahrheit letzten und unveränderlichen Schluß halten.”

Länger dürfte der gute Nathan die Geduld seines Königs nicht auf die Probe stellen. Also kam er zur Sache: “Bevor du das geliehene Geld aus gibst, kannst du ihm beibringen, den Zins, den es dich kostet, selbst zu bezahlen, und zwar wie folgt: Tausche die Scheine in andere um, die du neu drucken läßt, und zwar Taler für Taler, so daß kein Taler mehr ausgegeben wird, als du geliehen hast. Die neuen Scheine von je 100 Taler haben 6 Streifen am Rand, deren jeder 6 % des ganzen Scheines ausmacht. Zum Jahresende muß jeweils ein Streifen abgetrennt und an die Krone abgeliefert werden, so daß sie damit den Zins zahlen kann. Das Abtrennen und Abliefern kannst du deinen Bürgern ersparen, indem du im Verlaufe des Jahres 6 % vom Werte des Scheines verfallen läßt, um dafür anderes Geld auszugeben und damit die Zinsen zu zahlen. Also würde das geliehene und ausgegebene Geld dir deine Zinsen bezahlen.”

Das leuchtete dem jungen König ein. Aber er war sich seiner Sache noch nicht sicher und hatte noch viele Fragen und Zweifel.

“Warum soll nur der König und nicht jeder meiner Untertanen in den Genuß von geborgten Geldern kommen, die ihre Zinsen selbst bezahlen? Viele Bürger meines Landes brauchen fremdes Geld nicht weniger dringend als ich.”

“Du hast mich nur danach gefragt, wie du die Zinsen für die Schulden des Staates bezahlen sollst. Dazu habe ich geantwortet. Jetzt verlangst du mehr. Sei aber unbesorgt. Die Lösung für dein Zinsproblem ist nur der Anwendungsfall eines allgemeineren Prinzips, das deinen Gerechtigkeitssinn durchaus befriedigen wird. - Und: Habe ich dir davon abgeraten, deinen Bürgern zu ermöglichen, was ich dir empfehle? Ist nicht die Ausgabe von Geldern in deinem Land insgesamt eine Art von Geldverleih, oder besser: eine Art Verpachtung von monetärer Liquidität an die Wirtschaft? Warum also soll deine Notenbank mit ihren Noten und warum sollen die Banken in deinem Land bei der Schöpfung ihrer Giralgelder anders verfahren, als du es nunmehr für die Einziehung der Zinsen bei den Staatsschulden wünschst?”

Das schien alles recht klar zu sein. Aber der junge König war nach wie vor unsicher. “Weißt du noch,” fragte er, “wie schlimm es damals um das Land stand, als die Teuerung herrschte? - Und jetzt, jetzt schlägst du mir Geldscheine vor, von denen meine Untertanen sogar ausdrücklich selbst etwas abschneiden oder abbuchen müssen! Jetzt soll ich den Zinsteufler meiner Staatsschulden mit dem Beelzebub der Inflation austreiben?”

“Durchaus nicht! Aber schon Geringere als du sind auf diese monetäre Täuschung hereingefallen; denn was ich dir vorschlage, ist so neu nicht, und es hat sich sogar schon in der Geschichte während vieler Jahre bewährt. Es ist nur in Vergessenheit geraten. - Was ist denn ‘Teuerung’? Das ist, wenn Geld, das ich heute verleihe, nach fünf Jahren, wenn ich es zurückbekomme, nur noch halb so viel wert ist. ‘Inflation’ ist, wenn der Währungsmaßstab schrumpft, mit dem wir Kaufkraftschulden messen. Doch bei unserem Plan schrumpft nicht dieser Währungsmaßstab: Du mußt nach fünf Jahren an deinen Geldgeber volle 1000 Taler zurückzahlen! Nur wer Geld in der Kasse bereithält, der muß für die Vorteile der Liquidität, die damit verbunden sind, einen Vorteilsausgleich in Form des Betrages zahlen, um den sich das Geld in seiner Kasse gegenüber dem gleichbleibenden Währungsmaßstab verringert. Nicht “der Taler” schrumpft im Wert; nur wer zu viele Taler zu lange in der Kasse aufhebt, zahlt dafür mit ein paar seiner Taler! Das ist es ja gerade: Indem wir dem Geld beibringen, den Zins als den Preis für die Inanspruchnahme von Liquidität “selbst” zu bezahlen, sorgen wir zugleich dafür, daß der Schrumpfungprozeß, den die Kaufkraft in der Kasse erleidet, nicht auf die Währung durchschlägt.

Frage zu alledem am besten deine wissenschaftlichen Berater! Zwar wird der erste Anblick des Geldes, das seine Zinsen selbst bezahlt, auf ihr vollkommenes Unverständnis stoßen und zunächst heftige Abwehrreaktionen auslösen, wie sie bei der Verunsicherung von Menschen stets zu erwarten sind. Wenn sie aber ihren ersten Schock überwunden und zur nüchternen Betrachtungsweise zurückgefunden haben werden,

werden sie bestätigen, was wir heute besprochen haben, und sie werden noch vieles mehr herausfinden und berichten können. Sie werden dich auch beruhigen: Sofern das Geld, das seine Zinsen selbst bezahlt, schneller von Hand zu Hand gehen sollte als das bisherige, so kann deine Notenbank der damit tatsächlich verbundenen Gefahr einer vorübergehenden leichten Inflation mit den üblichen Mitteln der Geldmengenkontrolle gegensteuern.” -

Der alte Diener stand noch an der Tür. Jetzt rief ihn der König und befahl, drei Pokale zu bringen und von des Königs bestem Wein. Als die Pokale gefüllt waren, reichte der König selbst den ersten seinem alten Diener, den zweiten seinem Hofnarren, den dritten hob er selbst empor: “Stoß an!” -

Zwar traf der König mit den Vorschlägen seines Hofnarren auf viel geistige Unbeweglichkeit bei seinen Fachleuten und auf heftigsten Widerstand bei seinen bisherigen Geldgebern. Aber schließlich war die allgemeine Not und Ausweglosigkeit mächtiger als beides zusammen, und noch heute zahlen im Lande des jungen Königs, in dem wieder die Blumen blühen und die Wälder grünen und in dem längst ein anderer König herrscht, geliehene Gelder ihre Zinsen selbst.

Dieter Suhr

Arbeitswelt und Bildungspolitik

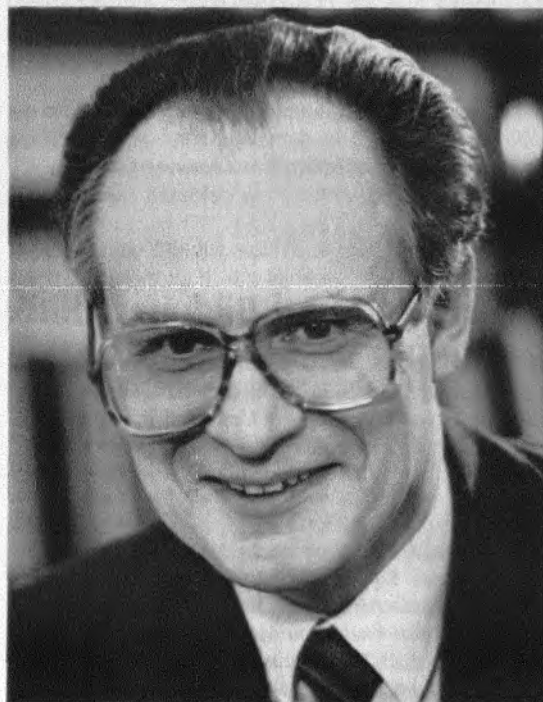
Kultusminister zu werden, sei aus der Mode gekommen. Das sagte der SPD-Bundesgeschäftsführer Dr. Peter Glotz zwar erst nach der Veranstaltung, meinte jedoch schon im Colloquium politicum der Universität: “Die Politik nimmt die Hochschulen nicht ernst genug.”

Glotz selbst mißt der Hochschulpolitik im Gestaltungsrahmen für die zukünftige Arbeitswelt eine “immense Bedeutung” zu. Der Bundesgeschäftsführer sprach in der Colloquiumsreihe “Perspektiven der Hochschulpolitik” über sein Sujet der fünfzehn Jahre vor 1982, als er das jetzige Amt übernahm. Zuvor war er Wissenschaftssenator in Berlin und Staatssekretär im Bundesbildungsministerium gewesen. Die Arbeitswelt ist derzeit sein Thema, “Arbeit der Zuspitzung”, sein neuestes Buch. Und wie es jemandem geht, der über ein Thema referieren soll, mit dem er sich gerade gar nicht beschäftigt, versuchte Glotz, die Brücke zu schlagen.

Einstieg Arbeitswelt: “Wir sind am Übergang von einer mechanischen in eine elektronische Zivilisation . . . wir werden eine neue Industriestruktur bekommen, den hyperkonkurrenzfähigen, volltechnisierten Kleinbetrieb . . . eine Polarisierung zwischen Hochqualifizierten und Ungelernten”, eine, was er “Zweidrittelgesellschaft” nennt, in der für die besitzenden Klassen einschließlich der Facharbeiter gut ge-

sorgt ist, sich dafür der Kampf zwischen Kern- und Randbelegschaften entfaltet.

Je nach Einstellung zu dieser künftigen Arbeitswelt verhielten sich die beiden Gegner einer aufgeklärten Bildungspolitik: Der Neokonservatismus, der nur auf die Elite schielt, dem unreflektierten Pioniergeist huldigt, und die neuen Jugendbewegungen mit ihren antitechnischen Ressentiments. Eine ironisch-scharfe Attacke, die er weitgehend seinem letzten Buch entnahm, ritt Glotz gegen Außenminister Genscher. Er kam ihm mit Robert Musil: "Der leergewordene Balg eines großen Wortes wird nach der Mode des Tages ausgestopft." Gemeint: der Elite-Begriff, mit dem sich Genscher agil, aber verständnislos bei einem industriellen und potentiellen Wählerpublikum anbieten wolle, sich dabei bis zur Absurdität gegen alle Eventualitäten absichernd. Glotz: "Mitte als Neu-rose".



Peter Glotz

Der SPD-Mann ist für Spitzenforschung, jedoch gegen "private Klitschen". Fast jede Universität – "vielleicht auch Augsburg" – habe einige besonders gute Institute oder Fächer. Sie könne ein Kultusminister selbst bei finanziellen Restriktionen noch fördern. Einen "reflexartigen Kampf der Linken" nannte Glotz den alternativen Widerstand gegen Forschungsförderung und neue Technologien.

Und läßt Kritik auf's eigene Haupt, wenn er zugibt, daß als Folge der von ihm mitverantworteten Gruppenuniversität zumindest in Berlin oder Bremen die Leistung sank. Den quantitativen Ausbau der deutschen Hochschulen befindet Glotz dagegen als unver-

meidlich. Ein Zusammenstoß mit den "ökonomischen Imperativen" wäre sonst die Folge gewesen. Und wo hätte man Lehrstellen hernehmen sollen? Benachteiligte haben von dem Ausbau profitiert; insbesondere Arbeiterkinder und Frauen.

"Elegisch-resignativ" stimmt Peter Glotz das Thema "Studienreform". Hier habe die "ganz große Koalition" zwischen konservativen Professoren und linken Studenten eine sinnvolle Regelstudienzeit mit ent-rümpelten Studieninhalten verhindert. Kein Professor wollte darauf verzichten, sein Fach aus dem Rampenlicht der "Prüfungsrelevanz" zurückzuziehen. Und der Student verzichtet dankend auf das Korsett.

Als Zukunftsperspektive wünschte sich der ehemalige Wissenschaftspolitiker eine "Studentengeneration der zweiten oder dritten Aufklärung", Studenten, die an Innovation teilnehmen und als verantwortungsvolle "Staatsbürger" bereit sind, sie sozial zu steuern.

Stephanie Domm

Ein kleines, großes Welttheater

Ein Stück des großen Welttheaters auf die kleine Bühne im Hörsaal II der Augsburger Universität zu transportieren, gelang dem Romanistentheater der Universität Augsburg in seiner letzten Produktion "Die Ballade vom großen Makabren".

Der flämische Autor Michel de Ghelderode schrieb dieses Menetekel drohenden Untergangs in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts und hat damit bereits eine Vision des nachfolgenden Weltkriegs heraufbeschworen. Doch auch heute, und gerade heute wieder, gewinnt diese visionärapokalyptische Revue - eine gelungene Mischung aus absurdem Theater und altem Mysterienspiel - zusehends an Aktualität. Schon allein deshalb ist dem Theaterteam zur Wahl seines Sujets zu gratulieren.

Fesselnd und mit todsicherem Gespür für die Spezifika des dramaturgischen Aufbaus in dieser Ballade vom Untergang alles Menschlichen und dem Triumph des großen, makabren Sensenmannes über Liebe, Lüste, Aufgeblasenheit, Irrtum und Schwäche, fügte Hanspeter Plocher die einzelnen Szenen zu einem eindrucksvollen Großgemälde zusammen. Niemals verlor er den großen Zusammenhang aus den Augen, wenn er auch noch so intensiv um Detailarbeit bemüht war, ausgewogen humorige, makabre und pathetische Schwerpunkte setzte und sich mit den einzelnen Schauspielern konsequent um differenzierte Charakterisierung bemühte. So gewann die Allegorie aus dem fiktiven Breughelland Farbe und Leben, ohne jemals in falsch verstandenen Verismus abzugleiten.

Das Schauspielensemble zeigte durchweg ein Niveau, das über die Amateurtheaterebene ein gutes Stück

hinausweist. In erster Linie war es der Titeldarsteller des Großen Makabren, Nekrozotar, Jochen Schneider, der mit hervorragender Sprechtechnik und disziplinierten großen Gesten, aber auch mit seiner Flexibilität die Zuschauer fast drei Stunden lang in Atem hielt. Ihm zur Seite stand - gleichsam als Gegenpol ebenso dominant - Willi Schlotterer als Porprenaz, dem es köstlich gelang, das grausig-verfremdete Spektakulum

Sehr starken Anteil an seinem Gelingen hatte die Musikgruppe, der es mit fachgerechter Aussteuerung am Mischpult gelang, die zeitgenössischen Rockmusik-Elemente dem Stil der Aufführung anzupassen.

Irmgard Baur

Nachdruck mit freundlicher Genehmigung der "Süddeutschen Zeitung". (Erschienen am 19.5.84.)

Jochen Schneider
als
der große
Makabere



des Todes immer wieder auf den Boden des Lebens zurückzuziehen, indem er dem tolpatschigen Weingeißler und Lebenskünstler immer wieder neue Facetten verzweifelter Heiterkeit abrang. Zu einem wunderbaren Trio ergänzte Reinhold Ratzler diese beiden Protagonisten, als er in der Rolle des Pseudo-Wissenschaftlers Videbolle noch seine gewandte Lebendigkeit und seine mimische Fertigkeit einbrachte.

Hervorragendes leistete auch M.C. Soldatenko in der Rolle der nymphomaniisch-sadistischen Hausfrau Salivaine. Ein bezaubernd-leises Liebespaar waren Gabi Abb und Martin Wiesinger. Markus Baum zeichnete mit charakterisierendem Tiefgang das Bild des regierungsunfähigen Königs Goulave, Sabine Tamm und M. Käckenmeister verbreiteten Eiseskälte in ihrem unerbittlichen Ministerialbürokratismus, Sabine Krecij gab dem lichten Botenvogel balletteusenhafte Leichtigkeit, und Reinhold Fischer repräsentierte zusammen mit Olof Karsten den blinden Gehorsam der Soldateska.

Ein Höhepunkt der Aufführung war der Auftritt des Chores mit dem Chorführer Peter Röß. Auch hier bestach die Präzision der Sprache mit großer Wirkung. Im geschickt auf rasche Mobilität abgestellten Bühnenbild von Anita Rist-Geiger vollzog sich also eines der kleinen, großen Theaterereignisse, die man manchmal auch auf nicht etablierten Bühnen finden kann.

Gastromancier Rudy Wiebe

Auf Einladung der Universität und mit Unterstützung der Gesellschaft der Freunde der Universität Augsburg war vom 4. bis 8. Juni der kanadische Romancier Rudy Wiebe zu Gast. An fünf aufeinanderfolgenden Abenden hielt er Vorträge und las aus seinem Werk. Rudy Wiebe kam gerade aus Wien, wo er an einem viertägigen internationalen Symposium über anglokanadische Literatur teilgenommen hatte. Dort hatte eine Lesung aus seinem Werk den Abschluß von fünf Autorenlesungen geboten - wobei er das Publikum mit einer wenige Wochen zuvor in Kiel geschriebenen "dekonstruierten" Geschichte überrascht hatte.

In seinen Augsburger Lesungen ging Wiebe chronologisch vor. Am ersten Abend ein theoretischer Vortrag über sein Verständnis von Sprache - er kritisierte deren Gleichsetzung mit anderen "Zeichen" und hob den Symbolwert und die schöpferische Kraft der Sprache hervor. Am zweiten Abend standen die frühen Romane im Zentrum: *Peace Shall Destroy Many* (1962), *First and Vital Candle* (1966) und *The Blue Mountains of China* (1970). Es sind Aufarbeitungen der Geschichte der Mennoniten, wesentlich geprägt von den Leiden und Wanderungen dieser Glaubens-

gemeinschaft, die sich staatlichen Gesetzen nicht unterwirft, wenn sie den eigenen Glaubensgrundsätzen widersprechen. Besonders traten der unbedingte Pazifismus und das Verweigern des Kriegsdienstes während des Ersten Weltkriegs in Kanada hervor, sowie das Beharren auf einem eigenen Schulwesen. Wiebe erzählte, daß er selbst in seinem mennonitischen Elternhaus nur den niederdeutschen Dialekt sprach, der sich über Jahrhunderte erhalten hat. Erst in der Schule lernte er Englisch; wesentlichen Einfluß auf seine Entwicklung zum Autor hatte ein Studienjahr in Tübingen, in dem er den notwendigen Abstand gewann und Vergleichsmöglichkeiten kennenlernte.

Am dritten Abend stand Wiebes bekanntestes Werk im Mittelpunkt: *The Temptations of Big Bear* (1973). Vier Jahre Forschungsarbeit gingen dem Schreiben voraus, und diese Forschungsarbeit hat dazu geführt, daß Wiebe heute auch von Historikern als erste Autorität zum Leben des Cree-Häuptlings Big Bear anerkannt ist. Wiebe hielt sich sehr eng an die historischen Ereignisse, soweit er sie rekonstruieren konnte. Er stellt das Leben der Cree auf der kanadischen Prärie dar; den Entzug der Lebensgrundlagen durch das Abschließen der Büffel, den Bau der Eisenbahn und das Vordringen der Siedler; die Vertragspolitik der kanadischen Regierung; die Weigerung Big Bears, den Landabtretungsvertrag zu unterzeichnen; das Schwinden seines Einflusses und das Aufbegehren seiner Krieger, das zum "Frog Lake"-Aufstand führt; die Verfolgung der Cree durch kanadisches Militär; den Prozeß gegen Big Bear und seine Haftzeit; schließlich seinen Tod. An die Lesung schloß sich diesmal eine besonders lebhaft diskutierte an, wie auch dieser Abend am besten von allen besucht war. Das indianische Thema liegt uns offenbar nach wie vor sehr am Herzen.

Der vierte Abend galt den Métis-Unruhen von 1869 und 1885 und dem seinerzeit vom britischen Kanada gefürchteten und gehaßten Louis Riel. Dieses Thema behandelt Wiebe in seinem Buch *The Scorched-Wood People* (1977). Der Pazifist Wiebe zeichnete eine Skizze von der Schlacht von Batoche an die Tafel, um das Geschehen zu verdeutlichen und um die Überreaktion des britischen Kanada und die Inkompetenz seiner Generäle desto besser verdeutlichen zu können.

Für den fünften Abend versprach Wiebe Gegenwartsthemen. In seinem neuesten Buch *My Lovely Enemy* (1983) ist der Erzähler ein Geschichtspräsident mennonitischer Herkunft in Alberta im Jahre 1980, der vier Frauen liebt: seine Mutter, seine Frau, seine Tochter und seine Freundin. Neben Auszügen aus diesem Buch las Wiebe noch die in Kiel entstandene "dekonstruierte" Geschichte "Seeing is Believing" und die in Alberta spielende Short Story "The Angel of the Tar Sands".

Die Sorgfalt, mit der Wiebe seinen Stoffen auf den Grund geht, hat ebenso beeindruckt wie die beschei-

dene Herzlichkeit und die Offenheit in der Diskussion. Seine Themen waren manchen Besuchern vielleicht zu kanadisch und zu historisch, sein Erzählstil zu konventionell. Jedoch wurde im Verlauf der Woche auch deutlich, daß Wiebe gegenüber experimentellen Formen keineswegs verschlossen ist; er mußte sich wohl erst, ausgehend von der klassischen Erzählprosa des neunzehnten Jahrhunderts und von historischen Themen seiner Heimat in Saskatchewan und Alberta, zur erzählerischen Moderne und zur Gegenwart vorarbeiten. Er mußte erst das Gelände vermesen und Grundlagen schaffen, auf denen er jetzt aufbauen kann. Gerade darin ist er einer der maßgeblichen Vertreter der heutigen kanadischen Literatur, die ja erst seit wenigen Jahren und noch keineswegs überall als Teil der Weltliteratur anerkannt wird.

Das Interesse an kanadischer Literatur zu wecken und zu festigen, dazu hat Rudy Wiebe mit seinem Besuch in Augsburg erheblich beigetragen. Professor Schäfer, auf dessen Vorschlag hin Rudy Wiebe eingeladen worden war und der mit seinen Mitarbeitern den Besuch vorbereitet und betreut hatte, konnte mit dem Verlauf der Woche zufrieden sein.

Michael Friedrichs

BfA-Preis für Dissertation

Hilfsmittel stärker differenzieren

Die Bundesanstalt für Arbeit müßte den Entscheidungs- und Handlungsspielraum der lokalen Arbeitsämter erweitern, die Finanzen der Bezirke sollten für Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen, berufliche Qualifizierung oder Lohnkostenzuschüsse sehr differenziert ausgegeben werden können. Zu diesem Schluß kommt eine Forschungsarbeit an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät. Peter Hurler erhielt für seine Dissertation "Regionale Arbeitslosigkeit in der Bundesrepublik Deutschland. Eine empirische Analyse ihrer Entwicklung, ihrer Erscheinungsform und ihrer Ursachen" einen der beiden Forschungspreise für Nachwuchsbeiträge, die die Bundesanstalt für Arbeit in diesem Jahr vergeben hat.

Hurler stellt fest, daß insbesondere seit 1977 bei den sogenannten "Großräumen" des Arbeitsmarktes sich verstärkende Unterschiede zu vermerken sind. Es entstehen auseinanderstrebende Entwicklungsmuster für ländliche Räume, Montanregionen und Verdichtungsgebiete. In jenen Regionen, die besonders hart von der Arbeitslosigkeit betroffen sind, verschlechtert sich die Situation der "Problemgruppen" überproportional: ältere Arbeitslose, solche mit gesundheitlichen Einschränkungen, Langzeitarbeitslose und Frauen - regionale und soziale Benachteiligungen potenzieren sich. Im Gegensatz dazu ist die Arbeitslosigkeit von Jugendlichen, Berufsanfängern und Personen ohne abgeschlossene Ausbildung noch an gesamtwirtschaftliche Konjunkturverläufe gekoppelt.

Räume mit geringerer Erwerbsdichte, hohem Be-

schäftigtenanteil in "schrumpfenden" Industriezweigen (Textil- und Bekleidungsindustrie, eisenschaffende Industrie, Bergbau, Lederverarbeitung und Schuhherstellung) und Räume mit Monostrukturen oder einem hohen Beschäftigtenanteil in Zweigbetrieben sind von der Arbeitslosigkeit stärker betroffen. Vergleichsweise günstiger sieht es für Regionen aus, deren Arbeitnehmer vornehmlich in mittleren Betrieben (200 bis 500 Beschäftigte) oder im Dienstleistungssektor ihr Auskommen haben.

Die Erfolge der Raumordnungspolitik der 70er Jahre,

so Peter Hurler in seiner Dissertation, werden zunichte gemacht, wenn sich diese Entwicklungen fortsetzen. Die Arbeitsmarktpolitik sollte deshalb ihre finanziellen Mittel auf Regionen mit hoher Arbeitslosigkeit konzentrieren. Eingliederungsbeihilfen für Benachteiligte, Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen für die sozialen Dienste nennt Hurler insbesondere als Mittel zur Abhilfe. Jedoch müßten Regierung und Bundesanstalt das Problem Arbeitslosigkeit langfristig an der Wurzel packen und sich nicht darauf beschränken, seine Auswirkungen zu korrigieren.

Mit Kind und Kegel – Wiedersehen beim WISO-Kontaktseminar



Am 1. Juni veranstaltete das Institut für Statistik und Mathematische Wirtschaftstheorie unter Leitung von Prof. Dr. Bamberg und Prof. Dr. Opitz in den Räumen der neuen Universität bereits das zweite "Kontaktseminar mit der Wirtschaft", nachdem das erste Seminar im letzten Jahr großen Anklang gefunden hatte. Ziel des Seminars ist, den Studenten der Wirtschaftswissenschaften mit dem Schwerpunkt "Unternehmensforschung" aufzuzeigen, welche Möglichkeiten und Arbeitsgebiete sich für ihren Studiengang in der Praxis ergeben. Dazu waren fast 40 ehemalige Studenten dieses Studienganges angereist, um mit den derzeit Studierenden über ihre praktischen Erfahrungen zu diskutieren. Eingeleitet wurde das Seminar durch die Referate von Dr. Drexler: "Zur Praxisrelevanz quantitativer Methoden der betrieblichen Standortplanung" und von Dipl.-oec. Walter Erfle: "Zur Integration der Kontrolle der Produktqualität und der Produktionsbedingungen". Besondere Aufmerksamkeit fand der Vortrag von Dr. Alois Herbein: "Einsatz von OR-Modellen und der EDV in Fachabteilungen". Es hat sich nämlich bei beiden Seminaren gezeigt, daß die Elektronische Datenverarbeitung das Hauptbetätigungsfeld der Studienabgänger ist, dies aber in der universitären Ausbildung nur geringe Berücksichtigung findet. So hatten alle Beteiligten einen Nutzen aus diesem Seminar ziehen können. Die Studenten bekamen einen Ausblick auf ihre zukünftigen Ar-

beitsgebiete, die Veranstalter hatten eine gewisse Rückkoppelung bezüglich der Lehrinhalte, und die Ehemaligen hatten ein freudiges Wiedersehen mit ihren Kommilitonen von damals, was dann am Abend bei einem gemeinsamen Abendessen und anschließend bei einem geselligen Beisammensein im "Alten Markt" gefeiert wurde. Und beim dritten "Kontaktseminar mit der Wirtschaft", das für 1986 geplant ist, werden die meisten von ihnen sicherlich wieder nach Augsburg kommen. Norbert Turulski

INFO-Tage '84

Interessierter und aufgeschlossener als in den Vorjahren zeigten sich die Schüler aus ganz Schwaben, die vom 8. bis 10. Mai zu den Studieninformationstagen an die Universität kamen. Jeden Morgen begrüßte Dr. Ulrich Zelinsky, der Leiter der Zentralen Studienberatung, neue Klassen in der Mensa am Alten Postweg. Anschließend war jeweils Gelegenheit, an Einführungen in die unterschiedlichen Studiengänge an der Universität teilzunehmen. Auf unerwartet große Resonanz stieß dieses Jahr vor allem die Einführung in das Jurastudium, wobei allerdings der Hinweis auf die schlechter werdenden Berufschancen für Juristen so manche Enttäuschung auslöste. Nachmittags konnten sich die Gäste ausführlich über die einzelnen Fächer unterrichten und an ausgewählten Lehr-

veranstaltungen teilnehmen. Auch hier war der Andrang so stark, daß die Hochschullehrer teilweise auf größere Räume ausweichen mußten. Bei strahlendem Maiwetter zeigte sich die Universität von ihrer allerbesten Seite.

Die "6000" endgültig überrundet

Mit 6208 Studenten in diesem Sommersemester hat die Universität die 6000er-Marke endgültig überwunden. Im letzten Wintersemester waren zwar 6347 Lernwillige immatrikuliert, jedoch sinken die Zahlen erfahrungsgemäß zum Sommer hin, zu dem die Schulabgänger nicht in gleicher Menge einströmen. Ver-

gleichszahlen: Im SS 1983 waren es 5513, im WS 1982/83 5712.

Die Studenten verteilten sich wie folgt: 272 in der Katholisch-Theologischen Fakultät (davon 145 Männer/WS 83/83 gesamt: 277); Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät: 1982 (1429/2008); Juristische Fakultät: 1124 (700/1138); Philosophische Fakultät I: 1023 (399/1144); Philosophische Fakultät II: 1380 (432/1625) – hier trägt die Statistik etwas, die Studenten lernen zumeist in beiden Fakultäten; Naturwissenschaftliche Fakultät: 427 (221/155). (Bekanntlich haben die Geographen mit Beginn des neuen Jahres ihre Heimat aus der Philosophischen Fakultät II in die Naturwissenschaften verlegt.)

Die „deutsche Frage“ im Unterricht

Veranstaltung des Kuratoriums Unteilbares Deutschland und der Universität

Bundesweite Beachtung fand eine Gemeinschaftsveranstaltung des Kuratoriums Unteilbares Deutschland mit der Universität Augsburg, der Schulabteilung der Regierung von Schwaben und dem Stadtschulreferat der Stadt Augsburg. Über 80 Lehrer aller Schularten aus nahezu allen Bundesländern waren nach Augsburg ins Haus St. Ulrich gekommen, um sich innerhalb von zwei Tagen mit den grundlegenden, politischen und den didaktisch-methodischen Problemen des Unterrichts über die deutsche Frage auseinanderzusetzen. In der von Prof. Dr. Johannes Hampel (Didaktik der Sozialkunde) konzipierten Fortbildungstagung kamen politische, sozialkundliche, historische, geographische, literarische und schulpädagogische Aspekte gleichermaßen zum Tragen.

In seinem Grußwort gab der Präsident des Kuratoriums Unteilbares Deutschland, Dr. Wilhelm Wolfgang Schütz, Bonn, seiner Freude darüber Ausdruck, daß die interdisziplinären Beziehungen der Fachvertreter an der Universität Augsburg eine derartige Tagung möglich machten. In weiteren Grußworten stellten Stadtschulrat Dr. Peter Menacher, Leitender Regierungsschuldirektor Karl Klüger und Bundesminister a. D. Johann Baptist Gradl vor allem die Tatsache heraus, daß nahezu vierzig Jahre nach Kriegsende und deutscher Teilung die Vermittlung des Bewußtseins, einer Nation anzugehören, nicht einfacher geworden sei.

Prof. Dr. Theo Stammen ging dann in seinem Einführungsreferat auf die "problematische Identität" der Deutschen ein. Prof. Stammen sah die deutsche Frage als ein "Element der politischen Kultur" im allgemeinen und untersuchte sie historisch und gegenwartsbezogen. Er kam zu dem Schluß, daß die Geschichte der "deutschen Identität" die Geschichte "eines morbosen und pathologischen Zustandes" der Deutschen und Deutschlands gewesen sei, geprägt von vielen Schwankungen und Krisenphasen. Diese nationale

Selbstfindung wurde häufig auch als "deutscher Sonderweg" bezeichnet. Darunter wird die Abkoppelung der politischen Entwicklung in Deutschland von den westeuropäischen geistig-politischen Vorbildern und Wirkungen verstanden. Das erklärt, daß "die problematische Identität" keinesfalls nur "eine Störung des Selbstverständnisses oder Selbstbildes ist, sondern zugleich auch eine bedrohliche Irritation des Fremdbildes (wie sehen uns die anderen) beinhaltet". Prof. Stammen nannte als Ursachen für die immer wieder negativ beeinflusste Identität der Deutschen zum einen ihre "Verspätung" bei der Nationwerdung und zum anderen das Zusammentreffen schwieriger Probleme, welche zur "Überforderung" der deutschen Politik und Gesellschaft führten. Aus seinen historischen und gegenwartsbezogenen Ausführungen leitete Prof. Stammen einige "Therapievorschlüsse" für die angeschlagene Identität der Deutschen ab: Es müsse die Einsicht wachsen, daß permanente, kollektive Bemühungen nötig sind, die Identitätskrise in eine einigermaßen gesicherte Identität überzuführen. Es müsse vermieden werden, daß neue Verdrängungs- und Unterdrückungskomplexe entstehen, welche die deutsche Identität erneut "problematisch" machen würden. Eine "gesicherte Identität" kann nur mit Hilfe des "Prinzips der Wahrhaftigkeit" entwickelt werden.

Mit dem "Aufbau des Deutschlandbildes im Erdkundeunterricht" setzte sich Prof. Dr. Schönbach (Didaktik der Geographie) auseinander und stellte zusammenfassend fest: "Ein Beitrag der Erdkunde zum Aufbau eines Deutschlandbildes wird sich dann realisieren lassen, wenn die räumliche Komponente, d. h. das Bewußtmachen und Vorstellen abgegrenzter Räume mit ihrer kennzeichnenden Topographie und Ausstattung wieder stärker betont wird. Das bedeutet, daß die thematisch behandelten Mensch-Raum-Beziehungen auch als Charakteristika eines Raumes verstanden und entsprechend "verortet" sein müssen. Abgesehen vom politisch zu klärenden Raumbegriff

Deutschland ergibt sich aus einer solchen Regionalisierung allerdings das Problem des didaktischen Ortes dieses Begriffes, da die Erdkunde die Räume weltweit zu behandeln hat. Bei einem Gang vom Nahen zum Fernen kann den Schülern der Mittelstufe nur ein topographisches, beschreibendes Deutschlandbild vermittelt werden, dessen gesellschaftliche, historische und politische Begründung vorerst unzulänglich bleiben muß. Es erweist sich dann als notwendig, auf einer späteren Stufe, etwa in der Abschlußklasse der Sekundarstufe I die deutsche Frage fächerübergreifend zu behandeln. Dabei sind dann gesellschaftliche und historische Einflüsse in ihrer Raumwirksamkeit (Grenzland, Raumplanung, Wirtschaftsentwicklung) zu analysieren, um das Deutschlandbild zu erweitern und zu ergänzen.“

Auch Prof. Schönbach bemängelte (und er stützte sich dabei auf verschiedene Untersuchungen), daß das Deutschlandbild unserer Schüler erhebliche Mängel aufweist, vor allem fehlt oft jegliches Wissen über die DDR. Die Ursachen sind in der gegenwärtigen Lehrplankonzeption zu suchen, die thematisch angelegt ist, regional bezogenen Vorstellungen zu wenig Platz einräumt und die Betrachtung der Mensch-Raum-Beziehungen als Hauptaufgabe des Erdkundeunterrichts ansieht.

Ausgehend von Schwierigkeiten und Problemen bei der Vorstellung einer *Wiedervereinigung* Deutschlands ging Prof. Filser schließlich auf Möglichkeiten der Behandlung der deutschen Frage im Geschichtsunterricht ein.

Die Forderung nach *Wiedervereinigung* in den Grenzen von 1937 trage restaurative und aggressive Züge. Niemand wolle heute zu Regierungs- und Staatsformen zurück. Für die DDR, Polen und die Sowjetunion seien alle strittigen Grenzfragen spätestens mit den Ostverträgen gelöst, während in der Bundesrepublik zum Teil an fragwürdigen Rechtspositionen (Fortexistenz des Deutschen Reiches) festgehalten werde. Trotzdem sei es sinnvoll, im Interesse Berlins und der Menschen der DDR ein Verständnis für das Offenhalten der deutschen Frage anzubahnen. Das Aufspüren einer Traditionslinie in der deutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, die Nation, Freiheit und Demokratie untrennbar miteinander verbindet, in Abhebung zu einem Nationbegriff ohne ethisches Fundament, könnte einen Beitrag zur Versachlichung der Diskussion um die nationale Identität leisten. Neben fundierten Informationen über Voraussetzungen, Vorgänge und Folgen der deutschen Teilung nach dem 2. Weltkrieg und einer eingehenden Beschäftigung mit der Geschichte der DDR könnte ein gesamtdeutsches Zusammengehörigkeitsgefühl erzeugt bzw. wachgehalten werden, wenn immer wieder auf die Unteilbarkeit der gemeinsamen deutschen Geschichte der Bundesrepublik und der DDR vor 1945 hingewiesen wird.

Um den Seminarteilnehmern einen praxisbezogenen Einblick in die literarische Umsetzung des Themas “Deutschland” zu vermitteln, hatten die Organisatoren den Schriftsteller Manfred Bieler zu einer Dichterlesung “Denk ich an Deutschland . . .” eingeladen. An Manfred Bielers Ausführungen anknüpfend führte Dr. E. Krzywon (Studienrat am Lehrstuhl für Didaktik der deutschen Sprache und Literatur) in die Lernbereiche des Deutschunterrichtes ein, welche Anknüpfungspunkte einer Behandlung der deutschen Frage beinhalteten. Dabei stellte er zunächst heraus, daß deutsche Sprache – wenn auch von unterschiedlichen politischen und gesellschaftlichen Systemen beeinflusst – hüben wie drüben gesprochen und gehört, geschrieben und gelesen wird. Insofern ist sie das fundamentale Medium einer möglichen und je faktischen Einheit, weil im gemeinsamen aktiven wie passiven, mündlichen wie schriftlichen Sprachhandeln der getrennten Deutschen die Teilung zumindest zeitweise aufgehoben und die deutsche Frage gleichsam für eine “Atemwende” gelöst wird. In dieser ihrer Einheit stiftenden Funktion und Medialität ist sie zugleich ein vorzüglicher Gegenstand des Verstehens und Lernens.

Angelehnt an die Forderungen des curricularen Lehrplans des 9. Schuljahres legte Prof. Hampel eine Unterrichtsskizze zum Thema “Mehrparteiensystem – Einparteiensystem” vor. Er begründete die Notwendigkeit unterrichtlicher Bearbeitung der vorgenannten Problematik mit der Tatsache, daß das Mehrparteiensystem als “ein konstitutives Element unserer freiheitlich-demokratischen Grundordnung der nachwachsenden Generation einsichtig zu machen” sei. Prof. Hampel untermauerte seine These mit Aristoteles: “Daß sich der Gesetzgeber in erster Linie um die Erziehung der jungen Menschen kümmern muß, wird niemand bestreiten. Wo dies nicht geschieht, erwächst Schaden für die Verfassung. Die Menschen müssen auf die Verfassung hin erzogen werden” (8. Buch, Politik). Die Notwendigkeit, Verständnis für das Mehrparteiensystem zu entwickeln, ergibt sich heute in besonderer Weise durch das häufig geäußerte Unbehagen an den sogenannten “etablierten Parteien”.

In der anschließenden Diskussion standen weniger didaktisch-methodische Fragen im Vordergrund, sondern die grundsätzliche Überlegung, ob Systemvergleiche pädagogisch sinnvoll und für den Schüler gewinnbringend seien. Dabei machten einzelne Teilnehmer auf die Gefahr aufmerksam, es könne jede Stunde darauf hinauslaufen, wir seien die Besseren, unser System sei dem kommunistischen überlegen etc. Prof. Hampel verstärkte zunächst seine eigene Position, indem er als politisches Erziehungsziel, “das offensive Eintreten für die Demokratie” forderte. Er betonte, im umgekehrten Falle werde der Systemvergleich permanent durchgeführt: auf höherer Ebene von der Staatsführung der DDR, welche die Errungenschaften des sozialistischen Systems laufend “unters Volk” zu bringen versuche; auf unterer Ebene von den Menschen im anderen Teil Deutschlands ebenso,

da sie durch die Medien (Fernsehen, Rundfunk) sich laufend ein Bild vom Leben in der Bundesrepublik Deutschland nicht nur machen könnten, sondern auch wollten.

Im abschließenden Referat vermittelte Dr. Ortfried Kotzian Tips und Hilfen für Klassenfahrten in die DDR. Exkursionen dieser Art unterscheiden sich von normalen Klassenfahrten grundlegend. Ohne eine in-

tensive Vor- und Nachbereitung sollte der Lehrer auf eine derartige Unternehmung verzichten. Kotzian empfahl die ausgezeichnete Arbeitshilfe der Bayerischen Landeszentrale für politische Bildungsarbeit "Studienreisen in die DDR". Hier werden DDR-Reisen im Sinne eines Unterrichtsprojektes aufgefaßt. Für Planung und Durchführung sind eine Vielzahl konkreter Hilfen und Vorschläge in der Broschüre abgedruckt. Ortfried Kotzian

Exkursionen

Thannhausen

Jeweils im Sommersemester vermittelt der Lehrstuhl für Schulpädagogik Lehramtsstudierenden theoretisch und praktisch "Pädagogisches Handeln im Schullandheim" - so der Titel der von Akademischem Rat a.Z. Dr. Ortfried Kotzian, M.A., geleiteten Veranstaltung. In den Schullandheimen Violau und Thannhausen soll für die vierzig Teilnehmer echte Schullandheimatmosphäre aufkommen.

Auf 275 Seiten wurden die Arbeitsergebnisse des Seminars in einer "Werkmappe II zur Schullandheimarbeit" zusammengefaßt, die Studenten gegen Skriptengebühr beim Lehrstuhl für Schulpädagogik erwerben können.

Exkursion, Seminar und Werkmappe haben dankenswerterweise die Universität Augsburg, die Gesellschaft der Freunde der Universität und der Verein Augsburgischer Schullandheime finanziell gefördert.

Fast schon zur Tradition geworden ist das Schullandheimseminar der Universität Augsburg, das auch im letzten Sommer in Thannhausen voll belegt war. Kein Wunder, denn diese Veranstaltung stellt eine wesentliche Bereicherung der Grund- und Hauptschuldidaktik im Bereich "Schulleben" dar: Theoretische Einsichten sowie organisatorische, rechtliche und erzieherische Probleme eines Schullandheimaufenthaltes, ja sogar verschiedene praktische Fähigkeiten konnten innerhalb von zwei Tagen "hautnah" vermittelt werden.

Trotz aller didaktischer Untermauerung fühlten wir Studenten uns teilweise in die eigene Schulkindheit zurückversetzt, so gut war der Bezug zur Praxis gegeben; etwa bei der gemütlichen Eröffnung des Seminars mit Kaffee und Kuchen oder der darauf folgenden musikalischen Einstimmung mit dem "Robinsonlied".

Solchermaßen "aufgewärmt" konnten wir interessiert Herrn Kotzians Referat "Schullandheimarbeit - Theorie und Praxis" folgen, zumal es mit Tips und Tricks für den Schulalltag reichlich gespickt war. Verschiedene organisatorische und rechtliche Probleme wurden aufgeworfen, die alle Planung, Durchführung und Nachbereitung eines Schullandheimaufenthaltes betrafen.



Musikalische Aktivität war am kommenden Vormittag beim Morgensingen gefragt. Hier konnten wir Studenten nicht nur unser Liederrepertoire erweitern - auch dazu trugen Studenten ihr Schärfflein mit bei -, sondern wir erhielten auch zahlreiche Anregungen zum Eigenbau von Rhythmusinstrumenten. Denn Aktivität wird von *jedem* Lehrer gefordert, sei es nun beim Bau von Instrumenten oder beim Vorsingen, zu dem der Pädagoge unbedingt den Mut haben muß.

Der Grundsatz der Einfachheit und des rasch sichtbaren Ergebnisses gilt für die Musik genauso wie fürs Werken. Nahezu ideal eignet sich deshalb das Basteln mit Salzteig, einem billigen und einfach herzustellenden Material, mit dem sich Kinder *aller* Altersstufen sicher genauso kreativ beschäftigen können, wie wir es taten.

Wie auch im Schullandheim sollten bei unserem Seminar die verschiedensten Begabungen und Interessen zum Zug kommen. So schloß sich an die Mittagspause die Besprechung des Geländespiels an. Schüler/Studenten müssen hierbei eine vom Lehrer/Dozenten

zusammengestellte Frageliste über Namen, Daten und Ereignisse in und um die Ortschaft beantworten, in der sich das Schullandheim befindet. Dabei sind Teamgeist, Raffinesse (z.B. den Bürgermeister per Telefon zu interviewen) und Spielfreude gefragt; belohnt wird man mit manch amüsanter menschlicher Begegnung sowie einigem Wissenszuwachs.

Von diesem Erkundungsgang unter heißer Junisonne erhielten wir uns in den kühlen Kellerräumen bei einem interessanten Diavortrag über die "Wildmarkschule" in Norwegen. Ähnliche Ideen wie in der Schullandheimarbeit werden auch bei diesem Projekt verwirklicht, das eine Augsburger Forschergruppe (Professor Oblinger, Dr. Waldmann und Dr. Kotzian) untersucht und aufgezeichnet hat: Erziehung im Rahmen der Natur stellt hier eine Alternative zur Bücherpädagogik dar.

Nach der Teilnahme an diesem Seminar wird hoffentlich kein Student mehr mangels Einfällen einen Schullandheimaufenthalt auf den Sankt Nimmerleinstag verschieben!
Christine Hoffmann

Israel

Vom 2. bis 16. 3. 84 bereiste eine 42-köpfige Gruppe der Uni Augsburg Israel und Jordanien. Die Exkursion bildete den Abschluß eines Seminars, das von den Lehrstühlen für Politikwissenschaft, Evangelische Theologie, Didaktik der Sozialkunde sowie Didaktik der Geschichte veranstaltet worden war.

Die Augsburger Gruppe, die sich bei der Ankunft in Amman bei 26° C auf heiße Tage einstellen konnte, erwartete ein dichtgedrängtes Programm mit vielen Höhepunkten. Nach der Einreise nach Israel (per Bus über die Allenby-Brücke) besichtigte man mit Jericho eine der ältesten Städte der Welt, wobei insbesondere der Kontrast zwischen den Zeugnissen einer jahrtausendealten Kultur und dem in unmittelbarer Nachbarschaft befindlichen verlassenen Flüchtlingslager zum Nachdenken anregte.

Die ersten Tage standen dann im Zeichen der biblischen Stätten Galiläas, wobei vom Quartier am See Genezareth aus u.a. der Berg der Seligpreisungen, Tabgha, Kapernaum und Nazareth angesteuert wurden.

Unausweichlich dann der Sprung in die politische Gegenwart: so bei einer Fahrt auf die Golanhöhen, bei der der israelische Reiseleiter - im Yom Kippur-Krieg (1973) selbst als Oberst der Armee ein Verteidiger dieses Höhenzuges - die strategische Bedeutung des Golan für Israel betonte.

Zu einem interessanten Gespräch kam es auch an der syrischen Grenze bei Quneitra, dieses Mal mit Mitgliedern des österreichischen UN-Truppenkontingents. Der anschließende Abstecher nach Norden, entlang der libanesischen Grenze am Berg Hermon, führte uns nach Kiriath Sch'mona, das un-

ter PLO-Beschuß viel hat leiden müssen. (Hier mag manchem der israelische Einmarsch in den Libanon etwas verständlicher geworden sein.)

Über Caesarea Philippi, Montfort und Megiddo, wo mehr als zwanzig Siedlungen übereinander ausgegraben wurden, führte uns die Reiseroute dann zur Küste. Der Besuch Tel Avivs erwies sich als wenig interessant. Eine Stadtbesichtigung war nicht eingeplant, so daß auch ein Besuch Jaffas entfiel. Das statt dessen angesetzte Gespräch an der Uni Tel Aviv vermochte nicht zu befriedigen, weil israelische Studenten ebensowenig zugegen waren wie später an der Jerusalemer Hebrew University.

Reizvoll dann wieder der Besuch der Kreuzfahrerstadt Akko mit ihrem orientalischen Basar und Caesareas mit römischem Aquädukt und Theater.

Jerusalem, die Heilige Stadt, verband sowohl theologische wie auch politisch-geschichtliche Themen. Der Besuch der Via Dolorosa, des Ölbergs und der Grabeskirche Jesu etwa beeindruckte ebenso wie die modernen Stätten, wobei die Chagall-Fenster im Hadassa-Hospital einen Höhepunkt eigener Art darstellten. Ein Besuch in der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem erwies sich leider als zu kurz, um der großen Betroffenheit, die gerade uns Deutsche dort überkam, Zeit zu geben. Ein Gespräch in der Stadtverwaltung brachte uns die vielfältigen Probleme dieser Stadt dreier Religionen zu Bewußtsein, wobei die Begegnung mit Bürgermeister Teddy Kollek kurz aber eindrucksvoll war. Zu den nachhaltigen Eindrücken der Exkursion gehörte auch die Begrüßung des Sabbat durch fromme Juden an der Klagemauer. Jerusalem als ganzes beeindruckte alle Teilnehmer sehr und gab viel Anlaß zum Nachdenken. Politische Gespräche in Bethlehem und Abu Gosh vermittelten einen Eindruck von den Problemen und Vorstellungen der Palästinenser auf der West Bank. Für viele Teilnehmer setzte hier ein Prozeß des Umdenkens in Bezug auf die Palästinenserfrage ein. Bemerkenswert auch besonders der Kontrast zwischen sakralen Stätten wie der Bethlehemer Geburtskirche und der politischen Realität, wie wir sie in Hebron erleben mußten: Israelische Soldaten, die auf den Dächern und hinter Sandsäcken verborgen mit der MP im Anschlag für Ruhe und Ordnung sorgten.

Beeindruckend dann die Wüstenlandschaft, die wir anlässlich einer Wanderung im Wadi Kelt näher kennenlernten, das Tote Meer Qumran und die Festung Masada. Die Geschichte der Masada trug zusätzlich dazu bei, die Lebenseinstellung des heutigen Israel besser zu verstehen.

Viel zu schnell war die Zeit in Israel vorüber, doch auch Jordanien bescherte der Augsburger Gruppe noch unerwartete Erlebnisse. Die Römerstadt Jerrash erwies sich als überaus gut erhalten und vermittelte so viel deutlicher als die meisten Ruinenstädte einen Eindruck, wie das Leben vor 2000 Jahren aussah.

Die Nabatäer-Stadt Petra, wo gigantische Tempelfassaden aus dem Sandsteingebirge herausgemeißelt wurden, wird allen Teilnehmern lange im Gedächtnis bleiben. Petra war als Gebirgsstadt schon landschaftlich sehr reizvoll; die von Menschenhand geschaffenen Felsenhöhlen deuteten aber auch die ungeheure Schaffenskraft der Nabatäer an, deren Nachfahren, die heutigen jordanischen Nomaden, noch immer darin leben.

Ein schöner Ausklang der Reise war der Badetag in Aqaba.

Trotz einiger - wohl mit den unterschiedlichen Interessen der Teilnehmer aus verschiedenen Fakultäten und dem von vielen als zu gedrängt empfundenen Programm zusammenhängender - Probleme: den Veranstaltern ist es gelungen, eine gute Synthese der verschiedenen Angebote zu finden, so daß die Reise für alle ein unvergeßliches Erlebnis war. Dafür möchten wir allen an der Planung Beteiligten unseren herzlichen Dank aussprechen!

Michael Gericke
Christine Gericke
Monika Gockel

Rom

Topographie des antiken Rom

Anschließend an eine Vorlesung und an ein Hauptseminar von Frau Prof. Dr. Dr. Evamaria Schmidt im SS 1983 bzw. im WS 1983/84 bildeten die Fora in Rom das eigentliche Ziel einer Exkursion von Professorin und Studenten.

Seit frührepublikanischer Zeit entstand in der Senke zwischen Kapitol und Palatin das Forum Romanum als Zentrum des öffentlichen Lebens der antiken

Stadt Rom. Stratigraphie und stilistische Merkmale der Bauteile ermöglichten uns, die zeitliche Entwicklung der Forumsbauten nachzuvollziehen. Die verschiedenen Bautypen zeigten uns deren ehemalige Funktion, wie zum Beispiel die Curia zu Versammlung-, die Basiliken zu Handels- und Gerichtszwecken dienten und schließlich die Tempel als Orte der kultischen Verehrung von Göttern wie auch von Imperatoren fungierten.

Von dieser ursprünglichen Auffassung des Forums weichen die Kaiserfora (Forum Julium, Forum Augusti, Templum Pacis, Forum Transitorium, Forum Trajani) deutlich ab, da sie in erster Linie als Repräsentationsbauten des jeweils herrschenden Kaisers zu verstehen sind.

Aufgrund einer besonderen Erlaubnis hatten wir Zugang zu den Steinmagazinen und zu den durch die Via dei Fori Imperiali überbauten Ausgrabungen. Auf dem um 1930 ausgegrabenen Gebiet finden erst seit den letzten Jahren gezielte Vermessungen und Baubeschreibungen statt. Der gegenwärtig am Augustusforum arbeitende deutsche Architekt, Dr. Ganzert, informierte uns über den neuesten Stand seiner Forschungen, die viele der bisher geäußerten Vermutungen widerlegen.

Roms archäologische Museen

Die unermesslichen Kunstschatze der Museen in Rom konnten leider nur in Auswahl auf unserem Programm stehen. In den Vatikanischen Museen, den Kapitولينischen Museen, dem Museo Nazionale und dem Museo Barocco richteten wir unser Hauptaugenmerk auf großplastische Werke. Da es in der Kaiserzeit ein beliebtes "Hobby" der reichen Römer war, sich von berühmten griechischen Vorbildern, sogenannten "opera nobilia", Kopien anfertigen zu lassen, kann



Das
Forum
Romanum
(Curial Basiliken)

man insbesondere in Rom ganze Replikenreihen unterschiedlicher Qualität und Ausführung eines griechischen Originals verfolgen.

Tivoli, Villa Hadriana

Noch heute empfängt einen die Villa Hadriana als Ort der Ruhe und Beschaulichkeit. Kaiser Hadrian, der weite Gebiete seine Imperiums bereiste, ließ sich hier, in der Nähe der Hauptstadt, einen Palastkomplex bauen, der in seinen einzelnen Bestandteilen auf verschiedenste Vorbilder zurückgreift. So entstand zum Beispiel in Erinnerung an Ägypten das Canopus-Tal, Kopien griechischer opera nobilia wurden aufgestellt, ein griechisches Theater wurde nachgebaut u.v.a. Für geistiges und körperliches Wohlbefinden sorgten mehrere Bibliotheken bzw. Thermenanlagen.

Ostia Antica

Der antike Hafen der Stadt Rom entwickelte sich durch die gestiegenen Bedürfnisse in der Hauptstadt und durch das vergrößerte Imperium Romanum zu einer blühenden Handelsstadt. Auf dem weitläufigen Stadtgebiet fühlt man sich in alte Zeiten zurückversetzt. Die große Anzahl der Läden und Garküchen entlang der Straßen war nötig, da die mehrstöckigen Mietskasernen, die ein wegweisendes Novum darstellten, lediglich Platz zum Schlafen boten. Im Kontrast hierzu stehen in anderen Stadtvierteln die reich ausgestatteten Atrium- und Peristylhäuser.

Trotz der nur zehn Tage, die uns zur Verfügung standen, konnten wir doch die Entwicklung Roms vom "Bauerndorf" zum glänzenden Mittelpunkt des Imperium Romanum nachvollziehen.

Gudrun Sievers. Peter Kränzle, Margit Brinke

Kassel

Vom 24. bis 28. April nahmen wir - zehn Studenten des Faches Musikerziehung der Universität Augsburg - an der Bundesschulmusikwoche in Kassel teil. Die Veranstaltungen, die zum Großteil in der Kasseler Stadthalle stattfanden, standen unter dem Thema "Medieninvasion". Nach der Eröffnungsveranstaltung am Abend im Festsaal der Stadthalle erwartete uns drei Tage lang ein Angebot von Möglichkeiten, das unsere Erwartungen weit übertroffen hat: Workshops und Arbeitskreise zu den Themen "Tanz und Bewegung", "Musikmalen", "Liedermachen", "Arrangements für Instrumentalgruppen" und "Stimmbildung" oder Diskussionsrunden, hauptsächlich zum Thema "Neue Medien" mit Vertretern aus Politik, Kirche, Fernsehen und Schule: es war für uns eine Vielfalt von Ideen und Möglichkeiten, fruchtbar für Studium und Beruf, aber auch für jeden einzelnen Teilnehmer. Da gab es Konzerte von der "Glasmusik", bei der auf den verschiedensten Arten von Gläsern Musik erzeugt wurde, über das Jazz-Konzert einer Schüler-Bigband bis hin zum Kirchenkonzert und die Gelegenheit zur Teilnahme an Chor- und Orchesterproben und einer Generalprobe für die Operaufführung des Staatstheaters Kassel. Einige weitere Beispiele: das Schattenspiel zum "Kleinen Prinzen" von Saint-Exupery, das eine Hauptschulklasse darstellte, der "Karneval der Tiere" von Saint-Saens, den die Schüler einer Grundschulklasse auf die Bühne zauberten, oder Vivaldis "Jahreszeiten", die Schüler als Pantomime interpretierten. Immer war viel Engagement und Bezug zur Praxis in der Schule zu spüren und wir bekamen große Lust, selbst mitzumachen oder Ähnliches zu gestalten. Mitmachen konnte man auch bei der Führung durch einen Kasseler Musikverlag und der Abendveranstaltung "Der Kongreß tanzt", die neben

Musik
und
gute
Laune



der Gelegenheit zum Schwingen des eigenen Tanzbeins immer wieder mit gekonnten Einlagen aufwartete, so z.B. die "Barbershopsongs" eines Gesangsquartetts im Stile der Comedian Harmonists oder Folkloretänze einer Gymnasiastengruppe.

Derart motiviert konnten wir es uns nicht verkneifen, die Stadt Kassel mit einer musikalischen Darbietung ganz besonderer Art zu beglücken: In der Fußgängerzone sangen wir eine Stunde lang Spirituals und Folklore für gemischten Chor und auf dem Rückweg in einer Kirche geistliche Gesänge.

So wurde für uns die Bundesschulmusikwoche in Kassel zu einem nachhaltigen Erlebnis: Nicht nur wissen, was es für Musik gibt, sondern sie hören und "sehen", nicht nur zuschauen, sondern mitmachen, schließlich nicht nur mitmachen, sondern selbst etwas gestalten - das war wohl der Grund für unsere Begeisterung. Daß der Ausspruch "Musik verbindet" kein leeres Wort ist, dafür ist die Augsburger Musikausbildung ein gutes Beispiel. Und so haben wir uns besonders

gefreut, daß wir auch in Kassel Dozenten der UNI Augsburg getroffen haben: Prof. Graml und den Leiter des UNI-Orchesters, B.G. Mettke.

Warum erzählen wir das? Weil sich jeder, der an der UNI Musik studiert, die Möglichkeit nicht entgehen lassen sollte, einmal an einer solchen Musikwoche teilzunehmen, so meinen wir. Es lohnt sich. Und in einer Gruppe macht es doppelt Spaß - das können wir bestätigen.

Mario Eder

Senat gegen Bafög-Darlehensteilerlaß

Der Senat der Universität beschloß in seiner Sitzung am 4. Juli auf Antrag des studentischen Vertreters stud. jur. Martin Rupp, "daß die derzeitige Bafög-Regelung keine sinnvolle und sozial überzeugende Leistungsförderung sicherstellen kann und daher revisionsbedürftig ist". Der Darlehensteilerlaß (in Kraft seit 1.1.84), auf den sich dieser Beschluß be-



Zwei Kajaks hat Präsident Prof. Josef Becker (links) am 10. Juli auf die Namen "ASTA" und "Datschiburger Kickers" getauft. Das feierliche Ereignis fand am Eiskanal statt, wo die Boote von Max Gutmann, dem Chef der "Kickers" und Peter Goepfert, dem Sportreferenten des ehemaligen studentischen Sprecherrates als Spende dem Sportzentrum der Universität übergeben wurden. Eine nette Einlage auch für die Gäste von unserer Partneruniversität Osijek: Rektor Prof. Rilke, Prorektor Prof. Plecas und der Auslandsbeauftragte Prof. Loncar, die Augsburg vom 9. bis 14. Juli besuchten. V. l. n. r.: Josef Becker, Dragutin Rilke, Frau Loncar, Stjepan Loncar, Prof. Gunther Gottlieb, Dusan Plecaš, Kanzler Dr. Dieter Köhler, Prof. Marco Antonio Raupp (Brasilianischer Gast in der Mathematik), Vizepräsident Karl-Heinz Hoffmann, Pressereferentin Stephanie Domm, Dr. Manfred Bossow, der Persönliche Referent des Präsidenten, und der Leiter des Sportzentrums, Prof. Helmut Altenberger.

Bild: Engert (AZ)

zieht, sieht vor, daß den 30 Prozent Jahrgangsbesten eines Fachbereichs, die Bafög beziehen, ein Viertel ihres Gesamtdarlehnens erlassen wird.

In den Ruhestand . . .



Wir schreiben den 1. Januar des Jahres 1970. Elisabeth Langhans sitzt am Neujahrs-Frühstückstisch, als im Radio von der Arbeitsaufnahme der Universität Augsburg berichtet wird: "Aber nicht ohne mich!!" ruft Elisabeth Langhans nach einer Schrecksekunde. — Und so bewarb sie sich dann und trat am 1. Februar 1970 in die Universitätsverwaltung ein, wo sie in den vierzehn Jahren ihrer Dienstzeit an allen Ecken und Enden arbeitete. Die Personalabteilung nennt Verwaltungsbücherei, Materialausgabe, Schreibdienst in Vertretung, Registratur; zuletzt hat Frau Langhans jedenfalls in der Poststelle gearbeitet. Daß jeder sie geliebt hat, ist kaum zuviel gesagt. Am 15. Juni hat der Kanzler, Dr. Dieter Köhler, sie in den Ruhestand verabschiedet. Sie wird jetzt viel Zeit haben, ihren Hobbys zu fröhnen, als da sind: Enkelkinder, Weltreisen und Opern. Alles Gute! St. D.

Prof. Dr. Karlheinz Kuntze 60 Jahre alt

Am 19. Juni feierte Prof. Dr. Karlheinz Kuntze, Ordinarius für Didaktik der Mathematik, seinen 60. Geburtstag. Prof. Kuntze ist seit den Anfängen der Philosophischen Fakultät I, vormals Erziehungswissenschaftlicher Fachbereich, "dabei". Seit dem 1.1.84 gehört er der Naturwissenschaftlichen Fakultät an. Zu Ehren von Prof. Kuntze veranstaltete die Fakultät an seinem Geburtstag ein Kolloquium, in dem Prof. Dr. W. L. Fischer (Universität Erlangen-Nürnberg) zum Thema "Computer und Geometrie" sprach.

Vizepräsidentin Lichtenstein-Rother wiedergewählt

Am 11. Juli wurde Frau Prof. Ilse Lichtenstein-Rother, Ordinarius für Pädagogik mit Schwerpunkt Grundschuldidaktik, als Vizepräsidentin wiedergewählt (22 Ja-, 1 Nein-Stimme, 4 Enthaltungen). Wie Frau Lichtenstein-Rother vor der Versammlung ausführte, stünden in ihrer Amtszeit in Zusammenhang mit den Tätigkeiten, die die neue Grundordnung festlegt, noch u. a. folgende Aufgaben an:

- Aufgabenbestimmung für ZSK und Hochschuldidaktisches Zentrum
- Ausbau des Kontaktstudiums
- neue Angebote für berufsfeldbezogene Zusatzqualifikationen.

Augsburger Universitätsreden 2

Vor kurzem erschien die zweite Ausgabe der "Augsburger Universitätsreden":

Helmut Zeddies, Luther, Staat und Kirche. Das Lutherjahr 1983 in der DDR. Oberkirchenrat Dr. Helmut Zeddies ist der Leiter des Lutherischen Kirchenamtes der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche in der



DDR und Geschäftsführer des Nationalkomitees des Lutherischen Weltbundes in der DDR. Die Universitätsreden 2 enthalten den Gastvortrag, den er am 28. November 1983 an der Universität hielt.

Personalia

WIRTSCHAFTS- UND SOZIALWISSENSCHAFTLICHE FAKULTÄT

Am Lehrstuhl für Volkswirtschaftslehre V, Prof. Dr. Horst Hanusch, wurde soeben ein von der Stiftung

Volkswagenwerk gefördertes Forschungsprojekt abgeschlossen. Das Thema lautet "Produktivität im kommunalen Sektor. Eine empirische Untersuchung in ausgewählten Gemeinden". Die Pilotstudie entwickelt für kommunale öffentliche Leistungen Produktivitätskennziffern, wie sie bereits im privaten Bereich Ver-

wendung finden. Dabei zeigt sich, daß die vom Statistischen Bundesamt allgemein für öffentliche Leistungen unterstellten Produktivitätsannahmen zumindest für den kommunalen Sektor revidiert werden müssen. Die Forschungsarbeiten zu dieser Thematik werden am Lehrstuhl fortgesetzt. Insbesondere soll versucht werden, eine größere Anzahl von Städten in die Analyse einzubeziehen.

Dr. Gerhard F. Riegel ist zum Sommersemester 1984 als Professor im Fachbereich Betriebswirtschaft an die Fachhochschule Augsburg berufen worden. Er vertritt dort im Studiengang Betriebswirtschaft die Lehrgebiete Marketing sowie Finanz- und Investitionswirtschaft. Der gebürtige Augsburger, Jahrgang 1949, hat an der WISO-Fakultät der Universität Augsburg 1976 als Diplomökonom abgeschlossen und 1980 als wissenschaftlicher Mitarbeiter von Prof. Dr. Paul W. Meyer im Gebiet Marketing promoviert. Zuletzt war er Leiter der Direktionsabteilung in der Konzernzentrale der SIGRI Elektrographit GmbH in Meitingen gewesen.

Prof. Dr. Peter Atteslander, Ordinarius für Soziologie, hielt am 8. Mai auf Einladung der Universität Rom an der Facoltà di Scienze Politiche der Città Universitaria einen Vortrag über "Demoskopie: Nützliches Instrument der Politik oder Quelle zum Mißbrauch?"

Professor Atteslander hielt am 7. Juni einen Vortrag zum Thema "Wissenschaft wider Rationalität" auf der Jahrestagung der Schweizerischen Gesellschaft für Geisteswissenschaft.

Priv.-Doz. Dr. Michael Schenk hat im Sommersemester eine Professur für Publizistik an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz vertreten.

Das Forschungsprojekt "Methodische und wirtschaftspolitische Probleme der Strukturberichterstattung der Bundesrepublik Deutschland" (Projektleiter **Prof. Dr. Heinz Lampert**, Ordinarius für Volkswirtschaftslehre) wird mit mehr als einer Million Mark für weitere zwei Jahre von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziert.

Prof. Dr. Adolf Coenberg, Ordinarius für Betriebswirtschaftslehre, hielt sich in der zweiten Junihälfte in Shanghai (China) auf, um sich im Rahmen eines Forschungsprojektes mit den Möglichkeiten und Bedürfnissen der Weiterbildung von Führungskräften in den dortigen Industriebetrieben zu befassen. Sein Gastgeber war das Shanghai Industrial Management Training Centre.

PHILOSOPHISCHE FAKULTÄT I

Vizepräsidentin Prof. Ilse Lichtenstein-Rother, Lehrstuhl für Pädagogik mit Schwerpunkt Grundschuldidaktik, hat vom 29. Mai bis 1. Juni in Brüssel für

Lehrer der beiden Europäischen Schulen I und II in Brüssel eine Lehrerfortbildung zum Thema 'Individualisierung des Unterrichts' mit insgesamt sieben Veranstaltungen durchgeführt.

Dr. F. Hartmut Paffrath, Mitarbeiter am Lehrstuhl für Pädagogik (Prof. Dr. Fritz März), hat umfangreiche Arbeiten zum Problemfeld der Umwelterziehung vorgelegt. Zusammen mit D. Wehnert veröffentlichte er ein in Deutschland, Österreich und der Schweiz stark beachtetes Buch: "Ökologie konkret. Bausteine für eine Umwelterziehung in der Sekundarstufe" (Klinkhardt-Verlag Bad Heilbrunn). Mitbeteiligt waren an diesem Werk von der Universität Augsburg auch **J. Hampel**, **U. Klemm**, **O. Mair**, **R. Schönbach** und **A. Stark**. In enger Verzahnung zu "Ökologie konkret" steht eine von F. H. Paffrath und D. Wehnert betreute 6teilige Schulfunksendereihe "Mensch und Umwelt – die ökologische Krise", die vom Bayerischen Rundfunk zuerst 1982 ausgestrahlt und in erweiterter Form 1983 und 1984 wiederholt wurde.

PHILOSOPHISCHE FAKULTÄT II

Prof. Dr. Jürgen Schäfer, Lehrstuhl für Englische (Amerikanische) Literaturwissenschaft, hielt auf dem International Symposium on Anglo-Canadian Literature, Wien, vom 31. Mai bis 3. Juni einen Vortrag zum Thema "A Farewell to Europe: Rudy Wiebe's *The Temptations of Big Bear* and Robert Kroetsch's *Gone Indian*."

Prof. Dr. Günther Haensch, Lehrstuhl für angewandte Sprachwissenschaft (Romanistik) hielt im April in Madrid bei der Oficina de Información y Observación del Español am Instituto de Cooperación Hispanoamericana ein einwöchiges Seminar über praktische Lexikographie. Professor Haensch hielt zudem an der Universidad Autónoma de Madrid einen Vortrag zum Thema "Die Spanische Sprache und ihre Wörterbücher".

Professor Haensch wurde auf Beschluß der Chilenischen Sprachakademie (Academia Chilena de la Lengua) zu deren korrespondierendem Mitglied ernannt.

Prof. Dr. Pankraz Fried, Lehrstuhl für bayerische Landesgeschichte, nahm an einer dreitägigen Arbeitskonferenz "100 Jahre bayerische Mission in Ostafrika" vom 14. bis 17. Juni in St. Ottilien teil. Die Tagung wurde von der Missionsabtei St. Ottilien in Verbindung mit dem Missionswerk Neuendettelsau, der Abt. Religions- und Missionswissenschaft des Instituts für praktische Theologie an der Universität Erlangen (Prof. Moritzen) und dem Forschungsschwerpunkt "Afrikanistik" der Universität Bayreuth (Prof. Winter) veranstaltet.

Der Lehrstuhl **Professor Fried** veranstaltete gemein-

sam mit dem Institut für bayer. Geschichte der Universität München (Lehrstuhl Prof. A. Kraus) auf Einladung der Vereinigung der Freunde der Abtei Ottoberen (Vorsitzender: Regierungspräsident Frank Sieder) vom 2. bis 4. Mai ein landesgeschichtliches Forschungsseminar zu Problemen der mittelalterlichen Klostergeschichte Schwabens und Altbayerns.

Prof. Dr. Gunther Gottlieb, Lehrstuhl für Alte Geschichte, nahm auf Einladung der Universität Trier an einem wissenschaftlichen Kolloquium über das Thema "Die Anfänge der ältesten Römerstadt in Deutschland" teil und hielt ein Referat über die Anfänge des römischen Augsburg. (vgl. S. 18)

NATURWISSENSCHAFTLICHE FAKULTÄT

Prof. Dr. Martin Grötschel, Dekan der Naturwissenschaftlichen Fakultät und Ordinarius für Angewandte Mathematik, hat gemeinsam mit seinen Mitarbeitern **Michael Jünger** und **Gerhard Reinelt** den erstmalig verliehenen IBM-Preis bekommen: für die beste Arbeit über die Rolle des Computers in Management Science und Operations Research. Die Arbeit wurde auf dem XXVI. Internationalen Treffen des Instituts für Management Sciences im Juni in Kopenhagen präsentiert. Das "Institut" ist eine in 77 Ländern vertretene wissenschaftliche Gesellschaft.

VERWALTUNG

Regierungsdirektor Detlef Konnertz, Leiter der Planungsabteilung und 1982/83 Leiter der Personalabteilung in der Universitätsverwaltung, wurde am 9. Mai Mitglied des Augsburger Stadtrates. Auf Vorschlag der SPD-Fraktion wurde er vom Stadtrat in den Organisations- und Personalausschuß, den Umweltschutzausschuß und den Stiftungsausschuß gewählt.



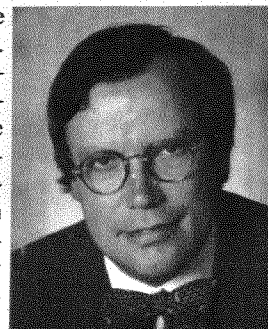
NEU AN DER UNIVERSITÄT

Prof. Dr. Walter Radl ist seit dem 8. Juni Ordinarius für Neutestamentliche Exegese (Nachfolge Neuhäusler). 1940 in Aussig an der Elbe geboren, studierte er in Innsbruck und Bonn, bevor er 1974 in Bochum promovierte. 1980 habilitierte sich Prof. Radl in Bochum mit einer Arbeit über "Ankunft des

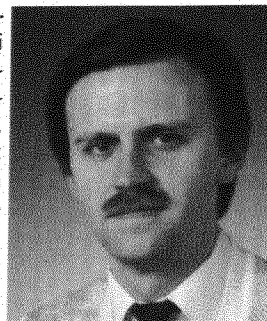


Herrn. Zur Bedeutung und Funktion der Parusieausagen bei Paulus". Seine Forschungsschwerpunkte sind die Paulinische und die Lukanische Theologie.

Prof. Dr. Gunnar Folke Schuppert ist seit dem 1. Juli Ordinarius für Öffentliches Recht an der Juristischen Fakultät (Nachfolge Häberle). 1943 in Praschnitz (Polen) geboren, studierte er an der Freien Universität Berlin, in München und Göttingen, bevor er 1973 in München promovierte. Er habilitierte sich 1979 in Göttingen mit einer Arbeit über "Die Erfüllung öffentlicher Aufgaben durch verselbständigte Verwaltungseinheiten". Der Ruf nach Augsburg erreichte ihn als Professor der Universität Hamburg. Sein Forschungsschwerpunkt innerhalb der Verwaltungswissenschaften sind Körperschaften zwischen staatlichem und Privatrecht.



Prof. Dr. Karl-Heinz Borgwardt ist seit dem 1. Juli C2-Professor für Optimierung an der Naturwissenschaftlichen Fakultät. 1949 in Landstuhl/Pfalz geboren, studierte er in Saarbrücken und Kaiserslautern, bevor er 1977 an der Universität Trier-Kaiserslautern mit einer Arbeit über "Untersuchungen zur Asymptotik der mittleren Schrittzahl von Simplexverfahren in der linearen Optimierung" promovierte. Zunächst Wissenschaftlicher Mitarbeiter in Kaiserslautern, arbeitete er seit 1979 bei der Deutschen Bank, seit 1981 als Wissenschaftlicher Mitarbeiter in deren Planungsabteilung in Frankfurt. Sein Forschungsschwerpunkt betrifft Untersuchungen zum durchschnittlichen Rechenaufwand bei Simplexverfahren.



Dr. Manfred Bossow (35) ist seit 1. Juni Persönlicher Referent des Präsidenten. Er studierte Verwaltungswissenschaften und promovierte 1979 in Konstanz mit einer Arbeit über Nahverkehrsausbau und -finanzierung. 1980 bis 1983 arbeitete er in Hannover in der "Zentralen Arbeitsstelle Studienreform" des Niedersächsischen Wissenschaftsministeriums. Hier war er unter anderem zuständig für die Bereiche Wirtschaftswissenschaften und Medizin.



IMPRESSUM :

UNIPRESS AUGSBURG, herausgegeben
im Auftrag des Senats der Universität Augsburg

Geschäftsführende
Chefredaktion: Prof. Dr. Friedhelm Hufen

Mitglieder des
Redaktionskomitees: Prof. Dr. Hanspeter Heinz
Prof. Dr. Johannes Hampel
Prof. Dr. Konrad Schröder
Hermann Volkmann
Dr. Rudolf Frankenberger
Volker Sommitsch
Stephanie Domm
Dr. Manfred Bossow
Stephan Henn

Organisation
und Layout: Stephanie Domm

Redaktions-
sekretariat: Herta Allinger
Christine Spitko

Umschlaggestaltung: Hermann Ay/
Wilhelm Schweizer

Druck: Presse-Druck- und Verlags-
GmbH, Augsburg

Auflage: 4000 Stück

Anschrift: Pressestelle der
Universität Augsburg
Universitätsstraße 2
8900 Augsburg
Tel.: 0821/598-1

Karikaturen auf Seite 10, 12, 13 von Dr. Bernd
Wißner (Hochschuldidakt. Zentrum) und Gerold
Paulus, "Paragraphiken" (2) m. frdl. Genehm. des
Verlages C.H. Beck, München

AUTOREN :

Prof. Dr. Jochen Brüning
Ordinarius für Reine Mathematik

Prof. Dr. Reiner Schmidt
Ordinarius für Öffentliches Recht,
insbes. Staatslehre und Staatsrecht

Manfred Braun
Richter am Oberlandesgericht, 1972-81 mit der
Beobachtung des Reformmodells beauftragt

Rudolf Mögele
Akad. Rat a. Z.

Wilhelm Saekel
Leitender politischer Redakteur
der "Süddeutschen Zeitung"

Stephanie Domm
Pressereferentin

Prof. Dr. Pankraz Fried
Ordinarius für Bayerische Landesgeschichte

Prof. Dr. Gunther Gottlieb
Ordinarius für Alte Geschichte

Prof. Dr. Dieter Suhr
Professor für Öffentliches Recht,
Rechtsphilosophie und Rechtsinformatik

Irmgard Baur
Mitarbeiterin der "Süddeutschen Zeitung"

Michael Friedrichs
Wiss. Mitarbeiter

Norbert Turulski
Wiss. Mitarbeiter

Dr. Ortfried Kotzian
Akad. Rat a. Z.

Christine Hoffmann
Studentin der Philosophischen Fakultät I

Michael Gericke, Christine Gericke, Monika Gockel
Student/inn/en der Philosophischen Fakultät I

Gudrun Sievers, Peter Kränzle, Margit Brinke
Student/inn/en der Philosophischen Fakultät II

Mario Eder
Student der Philosophischen Fakultät I